Klaar Kimming

Von Ferdinand Zacchi

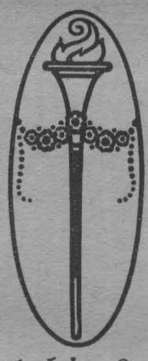
Gertrud Kähler.
Weihnachten 1921.

Klaar Kimming

Klaar Kimming

Ein Buch der Hoffnung

Von Ferdinand Zacchi



1. bis 8.
Tausend

Nordischer Heimatverlag H. H. Nölke
G. m. b. H., zu Bordesholm in Holstein

Druck von H. H. Nölke G. m. b. H., Bordesholm
Einbandzeichnung von Rudolf Koch
in Offenbach am Main

Mien leewe Fru to eegen

Der erste Teil

Friesenblut

Unsere Väter haben die Aexte geschwungen,
Und haben mit Wind und mit Wellen gerungen
Am Nordseestrand.
Sie haben die trotzigsten Lieder gesungen,
Und lachend die grimmigsten Feinde bezwungen
Mit fester Hand.

Vor ihrer Tür mit gespreizten Fängen
Einen Seeadler hatten sie alle hängen
Als Wappentier.
Sie haben sich selber mit frommen Gesängen
Die Schwerter geschmiedet zu Stürmen und
Zu Schutz und Zier. [Drängen

Und auch in uns stürmt Freiheitssehnen,
Das trotzige Bäumen und Aufwärtslehnen,
Das Friesenblut.
Es darf uns keiner bezwungen wähnen,
Wir hassen noch heute Feigheit und Tränen
Mit grimmer Wut.

Wir wissen noch heute die Axt zu schwingen,
Noch heute den „blanken Hans" zu bezwingen,
Wie einstmals ihr!
Wir tragen noch heute leuchtende Klingen
Und singen das trotzige Freiheitssingen:
Das sind wir! ! . . .

Wilhelm Lobsien.

I.

Des Menschen Wesen ist mühselig, aber das Leben überwiegt alles, wenn die Liebe in der Schale liegt.

Goethe.

Ein brausender Novembertag zu Beginn des vorigen Jahrhunderts drüben an der Westsee. Der alte Schulmeister Peter Feddersen sagte beim Heimkommen von der Beerdigung der jungen Bauernfrau Lene Jannen, die rücklings vom Heufuder gefallen und so von dem vollen Leben ins jähe Sterben gekommen war, in seiner bedächtigen Art zum Koogsherrn und Deichinspektor Hinne Hamkens: „De Minschen sünd nich klok, dat se so wiede Taschen up 't Tüch neiht. Wi sitt jo alltosamen in den groten Dokter Dod sien Töwstuv — un en nah 'n annern röpt he uns rin, un denn staht wi mit leerige Hänn vör den wieden Weg in de Ewigkeit."

Als der junge Koogsbauer, dem die Alten vor kurzem gestorben waren, abends im Wandbett lag, der Südweststurm wie wild von der See herüberkam und an den eichenen Fensterluken riß, so daß ein hohes Heulen durch die Sparren des Hauses lief, da war das wunderliche Wort des Schulmeisters noch in seiner Seele und stand dort wie eine unruhige Frage.

Was in aller Welt war das für ein Schnack von Peter Feddersen? . . . Wenn man es tiefer überdachte, kam es klar: die Menschheit war seit undenklich langen Zeiten ständig unterwegs zum Grabe.

Geschlecht nach Geschlecht fiel in die dunkle Erde hinein und gab den abgegriffenen Pilgerstab der Hoffnung stillschweigend weiter an die, die noch ein Stück Wegs vor sich hatten. Aus den verglimmenden Bränden der Vergangenheit flogen Funken hinüber in die Gegenwart und zündeten hier neue Feuer des Lebens und der Liebe. Aber ein Licht nach dem andern erlosch wieder. Und von dem Glanz und der Wärme wirkte nur eine kurze Zeit etwas nach. Dann wurde es wieder dunkel und kalt, und die Hoffnung dehnte sich in endlose Ferne. Bis eines guten Tages wieder ein neuer Schein aufflammte und sich mit junger Kraft auf die Erde stellte, die Erde, die bei diesem ewig unbegreiflichen Stirb und Werde in eines Gottes Hand liegen mußte . . .

Mitten in die mühselige Grübelei des Bauern hinein kam ein ungewöhnlicher Laut. Es klang, als wenn ein schwerer Stein gegen die Hauswand geworfen wurde. Hinne Hamkens hielt den Atem an und horchte hinaus. Doch er vernahm nichts als das Brausen des Sturmes. Dann kam die gesunde Bauernmüdigkeit zu ihm, und bald hatte der Schlaf ihn unter.

Aber aus dem tiefen Traum, in dem die tote Lene Jannen wieder lebendig geworden war, weckte ihn ein Anruf. Schwer fuhr er hoch und gab verstört und laut Antwort: „Joo — ick hör'!" Als er dann aber völlig wach wurde und sich noch etwas biesterig und wirr im Ungewissen der unruhigen Nacht umsah nach dem Rufer — da fand er sich allein, und nur der Sturm ging noch immer mit mächtiger Gewalt über den Hamkenshof hinweg.

Hinne Hamkens war von mütterlicher Seite her das letzte Glied einer langen Menschenreihe, von der man

auch sagen kann, daß je und je ein Funke aus der Kette sprang und Kunde gab von überkommener Kraft. Eine Flamme, steil zum Himmel hinauf, war freilich noch nicht aus diesem Gewächs gekommen. Ja, es schien fast, als ob das Blut des Hamkensgeschlechtes langsam schwerer und müder wurde von Glied zu Glied. Mehr oder minder verwundert waren sie aber wohl alle durch's Leben gegangen. Und auch heute noch standen dunkle wunderliche Kräfte in den Hamkens, Kräfte und Gewalten, die den Sinn und die Gedanken zwischen Tag und Traum von klein auf hin- und herwarfen.

Als der Herr vom Hamkenshof in dieser unruhigen, lauten Nacht so deutlich seinen Namen rufen hörte, war ihm klar, daß irgend eine Sendung an ihn herangekommen. Er mußte wieder an das große Menschenwartezimmer denken, von dem der Schulmeister geredet hatte. Und er sah das kleine Licht seines Lebens niedersinken in das große Dunkel, sah weithin den Weg in eine ungeheure Ewigkeit und dachte mit Schrecken daran, daß er nicht einmal etwas Ordentliches hinterlasse, was seinen Namen festhalten konnte wenigstens eine kurze Spanne Zeit.

Als er dann früh am Morgen vor das Tor trat, um ins Wetter zu sehen, wurde er gewahr, daß von dem friesischen Spruch über der Tür „Liawer duad üs Slav" der Sturm zur Nacht das Wort duad herausgeschlagen hatte. Da wurde der weitsichtige Mann vollends nachdenklich, ging hin zum alten Lehnstuhlschnitzer Boy Boysen und bestellte bei ihm einen neuen Hausspruch in schwerer Eiche:

Die Aehre beuget sich, in welcher Körner sind,
Die aufrecht steht, ist Spreu und fliehet vor dem Wind.

Und noch während des ganzen Tages, wo er schweigend hinter dem Pflug auf dem Acker ging, dachte er mit seinem grüblerischen Wesen an das merkwürdige Ereignis und an den unheimlichen Ruf in der Nacht.

Der Sturm hatte sich gelegt. Aber der Nebel zog von der nahen See her seine grauen Netze über das tiefe Marschland. Gegen Abend erst wurde es hell.

Eben vorm Heimfahren — Hinne Hamkens hatte die Tiere schon vom Pflug abgesträngt — kam auf einmal am Westhimmel eine brennende Glut hoch. Mit tiefem Violett fing es an, lief empor in ein leuchtendes Rot und verbrannte in hellheißem Gelb.

Der junge Bauer ließ das Leit fallen und staunte hinüber in das Himmelsfeuer, mit dem der graue Tag nun schied. Und da sah er die Windmühle von Jan Johannsen auf der hohen Warft mitten in der lodernden Glut an der Kimmung stehen. Die Flügel drehten sich langsam, und nun sah es aus, als schaufelten sie das schiere Gold vom Himmel herunter auf die Erde. Und es wurde doch nicht weniger; die ganze Windmühle war wie eingetaucht in das feurige, flimmernde Metall, das an ihren Schwingen herniederfloß.

Da verging das düstere, dumpfe, schwere Bild der Nacht, das bisher in der Seele des einsamen Pflügers gestanden hatte. Ein großes, goldenes Tor sprang weit auf. Und was Hinne Hamkens in dem unruhigen Sturmruf der Nacht wie eine drohende dunkle Gewalt empfunden hatte, das kam nun wie ein Gesicht von heller Klarheit zu ihm: De leewe Gott hett mi ropen to Arbeit un to Hannhochrecken! . . . So wie die Mühle bloß im harten Wind die Flügel dreht und dann das Gold vom Himmel schaufelt, so kann auch der Mensch nur durch heiße Arbeit und durch einen

frischen Wind von außen her Sinn in sein Leben bringen, dachte er im Heimgehen.

*

Dieselbe laute und unruhige Nacht, die in der tiefen Marsch den Hamkenshof so dunkel überworfen mit Sturmgebraus und allerlei seltsamen Geschehnissen, ist auch auf die hohe Geest gekommen. Sie jagt den sausenden Südwest durch die weite Tiefe hinauf gegen die stöhnenden Ulmen, die den Rand der Geest halten. Und bei dieser wilden Fahrt von Südwest nach Nordost, die erst in den fernen Wäldern der Nordmark gehemmt wird und mit einem gewaltigen Sturz in den tosenden Belt endet, kommt der Wind auch an Wungelum vorbei. Er wirft sich heulend in die breiten Eichenkronen, die sich schützend vor die Strohdachhäuser stellen und sich tief darüber neigen.

Und auch hier auf Wungelum liegt noch ein Menschenkind wach und hört hinaus auf den stöhnenden Sang der Nacht.

Der Heinenhof ist der größte und sicherste in ganz Wungelum. Breit und fest liegt er gegen Norden herauf. Jahrhunderte haben an seinem Fundament vergebens gerüttelt. Aber so stark und gewiß die Stelle an dem Rande der hohen Geest liegt, so unruhig und klein sind mit den Zeitläuften ihre Bewohner geworden. Wohl ist der Hof von einem Heinen auf den andern gekommen. Viermal war es ein Jochen, dreimal ein Harro und nur einmal — man suchte damals im deutschen Lande nach neuen Namen — ein Hans-Heine gewesen, die ihre Stammstelle hüteten nacheinander bis auf den heutigen Tag.

Aber da war keine lange Reihe großer, gesunder Frauen, die dem Hof jeweils den Erben gegeben hatten.

Es waren fast nur Hansens und Jannens, immer wieder im zweiten und dritten Glied verschwägert, die der Brautwagen nach dem Heinenhof holte. Und so war trotz der unruhigen Zeit wohl der Landbesitz und die Leinentruhe und das Talergeld gewachsen und breit und gesund geworden, aber die Menschen dafür von Geschlecht zu Geschlecht schwächer an Körper, plieriger in den Augen und kleiner im Geist.

Und nun liegt wieder eine Heinen, geborene Hansen, im Kindbett und sieht mit angstvollen Blicken in das flackernde Nachtlicht, das sich jedesmal duckt, wenn der Sturm draußen an den Fensterluken reißt und etwas von seiner Atemkraft auch in die dumpfe Stube preßt.

„De Buer schall kamen," sagt die Kreißende zu der Magd, die bange in der Stubenecke sitzt und nicht weiß, ob der Wind so schrecklich schreit, oder ob es die Frau ist, die dort liegt.

Als der Bauer langsam in die Döns tritt, sieht man deutlich, daß er der letzte schmal ausgefallene Ring der langen Menschenkette ist, deren Bilder an der Wand hängen. Jochen Heinen steht blaß und unsicher in der Tür, als er mit seiner müden Stimme fragt: „Wat schall ick, Fru?"

Da hebt die Schmerzdurchbebte nur jählings eine Hand steil aus den Kissen, stößt einen unterdrückten Schrei aus und fällt dann wieder in ein heimliches Wimmern hinein, das die ganze Stube dunkel füllt.

Jochen Heinen begreift schnell, rennt in den Pferdestall, reißt das eine Ackertier aus der Ruhe und reitet ohne Mütze und Jacke wild in die Nacht hinaus. Wie der leibhaftige Teufel sitzt der Sturmwind ihm im Nacken, aber der Bauer hängt mit zusammengekniffenen

Augen auf dem schweren Tier, das die nachtdunkle Straße hinabrast, als wenn es weiß, um was es geht.

Die Wehemutter will in dem Wetter nicht gleich mit. Aber der Mann steht so klein und angstüberschüttelt in der Stube, daß sie ihre Tasche nimmt und geht. Der Reiter wäre ein Kerl gewesen, hätte er die Wehfrau vor sich auf den Gaul gesetzt, rittlings wie ein Mann, denn die Not war doch groß und die Nacht düster und voll Gestöhn. Aber so jagt er duckig und bange heim und sitzt eine quälende Stunde lang in der Stube bei dem wimmernden Weibe, ehe die Hebamme kommt, triefend von Schweiß und Regen . . . So ein Bangbüx von Bauer!

Man hätte beinahe meinen können, in dieser furchtbar harten Nacht käme aus der verglimmenden Brandstelle der Heinens ein lebendiger Funke empor, der neue Feuer des Lebens für die Gegenwart und Zukunft zündete. Doch es war nichts von dem. Ein ganz schmales und schmächtiges Mädchen kommt zur Welt.

„Oha", denkt die Wehmutter und bindet das armselige Wurm ab und sieht Frau Heinen liegen ohne Saft und Kraft, daß sie glaubt, eine Tote ist tapfer auf der Walstatt geblieben.

„Keen Jung?" fragt der Bauer mit dünner Stimme, und das flackernde Licht fällt in sein spitzes Gesicht, „keen Jung?" . . .

„Beter so", gibt die Hebamme zurück, denn sie weiß, daß keine Erdkraft in diesem Hause sitzt, wo seit langem die Inzucht alle gesunden Triebe abtötete.

Ganz fein und dünn kommt das Stimmchen der Neugeborenen zur Mutter. Da schlägt diese die Augen auf, und man sieht ein helles Licht darin. Und wie

ein Dankgebet oder wie ein Gelübde sagt Lene Heinen in diesem Augenblick die Worte:

„Lat man, lat man — dat is god so. Se schall Kraft kriegen so wohr 'n leben Gott in 'n Heben is.“

Und dieser Schrei aus einer Mutterseele muß durch die laute unruhige Nacht von der hohen Geest herüber in die tiefe Marsch geklungen sein, denn in diesem Augenblick erwacht auf dem Hamkenshof ein Mann und ruft verwirrt: „Jo — jo, ick hör!“ . . .

— — — — — — — — —

Der Herrgott hält seine große gütige Hand geöffnet auf ewigen Knien, und lächelt leise hin über die Not der Menschen dort unten auf der kleinen Erde.

— — — — — — — — —

Es kommen Tage über die weite Marsch, da sind die Deiche voll von Wagen, die nach Uhlebüll fahren. Und all die Hamkens und Petersens und Hansens grüßen sich von weitem: „Dag! Na, ock 'n beten ünnerwegs?“ Zu der Zeit, wo diese Erzählung geht, waren es noch schwere Kastenwagen, die bedächtig von starken Ackertieren gezogen wurden. Ducknackig und krumm sitzen die Koogsbauern da, haben knochige Gesichter, aus denen die hellblauen Augen unter den Schirmmützen scharf hervorlugen. Man sieht die vielen Wagen, wenn Pferdemarkt ist oder Tierschau, man sieht sie, wenn Dingtag der Knechte ist, aber man sieht sie nie so zahlreich und wichtig nach Uhlebüll fahren, als wenn Preesterwahl fürs Koogs-Kirchspiel ist. Das kommt gar nicht selten vor, denn die Pastoren halten es dort drüben zwischen den steifnackigen, eigenwilligen Koogsherren meistens nicht lange aus. Sie haben so ihren eigenen Glauben, diese harten Leute der friesischen Uthlande. Nicht, daß man sie Heiden nennen kann

oder Unchristen; sie sind alle ordentlich getauft und eingesegnet; sie halten etwas auf ihre Kirche — wo sie im Gestühl sogar ihren eigenen Familienplatz haben — und sie halten etwas auf ihren Pastor, sie wollen alle eine gute Leichenpredigt und ein ansehnlich Schlafplätzchen in geweihter Erde haben. Etliche sind sogar fromm, kommen hin und her zusammen unter Gottes Wort, singen mit ihren schweren Stimmen des Abends lutherische Lieder und führen durchweg einen geordneten Lebenswandel.

Aber die meisten kommen doch nicht viel zur Kirche. Und wenn sie zu den Festtagen auf ihren Plätzen im Gotteshause sitzen, dann sind sie weitab mit ihren Sinnen, und der Kanzelredner hat seine Not mit den fremden Seelen, die alles besser wissen wollen. Man kann auch nicht sagen, daß sie sich viel Gedanken machen um das Woher und Wohin. Das Leben nehmen sie ohne sonderlichen Dank als etwas Gutes und Erfreuliches, dem Tod gehen sie aber auch mit den Gedanken geflissentlich aus dem Wege. Eine heimliche Ehrfurcht vor dem Ewigen lebt wohl unbewußt in vielen von ihnen, wenn sie darüber auch niemals sprechen. Man merkt das am besten beim Gebet des Vaterunser, das selbst Spötter stille und andächtig machen kann. Sie kennen nicht viel Stunden voll innerer Not und Unruhe, denn sie sind ja nicht heiß und rasch in ihren Gedanken und auch nicht sonderlich tief in ihren Glaubensdingen. Etliche freilich, vielleicht sogar mehr als man meint, sind innerlich stärker auf große, ewige Dinge gerichtet. Die wundern sich im stillen über vieles in der Welt; die stehen draußen an der unendlichen See, wo die Natur eine so gewaltige Sprache redet, oder unter dem weiten sternenübersäten Himmel ihrer

ebenen, weitsichtigen Heimat mit wunderlichen, dumpfen und beklommenen Sinnen, möchten wohl hinter die Geheimnisse des Lebens kommen, aber wagen nicht, davon zu reden. Da sind ferner viele, die in ihrem Blute doch noch ein großes Stück Heidentum haben, ohne daß sie es wissen. Die Mystik, das Uebersinnliche, der Aberglaube lebt hier oben in Friesland seit Jahrhunderten ziemlich frei unter den Menschen. Auf Schritt und Tritt weiß man wunderliche Dinge zu berichten von Spökenkiekern und von Todesbegegnungen. Und es gibt wirklich Leute, die mit besonderen Kräften der Seele und des Gesichtes ausgerüstet sind.

Man kann sich denken, daß hier Pastoren auf die Kanzel müssen, die von der Wort- und Tatgewalt des Evangeliums wirklich etwas in sich haben, die aber auch nebenbei Mensch sein müssen und Helfer in menschlichen Nöten, wenn sie nicht einsam werden wollen in dieser weiten baumlosen Ebene, wo die Dinge so klar und wahr sind und die Menschen so hart und verschlossen. Daß aber außerdem noch dunkle Gewalten und Leidenschaften die Seelen der Marschbauern berennen und bedrohen, ihr Blut vergiften, ihre Kinder verderben und ihr Leben knechten, das wußte Pastor Magnus Wollisen wohl, als er sich zur Wahl stellte. Aber er glaubte ihrer Herr werden zu können.

Als er bei Momme Melfsen in der großen Schenkstube saß und in all die scharfen Augen sah, die auf ihn gerichtet waren, da nahm er das ganze Herz voll von Mut und Trotz gegenüber dieser breiten, ruhigen Umgebung, die ihn und sein Können abwog in der Art: mit dissen Preester ward wi wull klor. Und doch hatte er viel weniger Mühe, als er zuerst dachte, denn

Peter Jens Johannen, der Sprecher der Männer, die nach alter Gerechtsame ihren Pastor selber wählten, stand auf und sagte einfach:

„Wi hebbt hier Paster Magnus Wollisen vör uns. He is nich wiet vun unse Kant, un ick glöw, he ward sien Amt bi uns god föhrn. Hett jemand wat to seggen?“

Als alle still blieben, fuhr Peter Jens Johannen fort: „Dat is nich de Fall. Denn is de Paster hiermit wählt. Herr Paster, dörf ick Se bidden, en Teepunsch, uns' Natschonalgedränk, mit uns to drinken?“

Es war gut, daß das Mädchen gleich mit den dampfenden Tassen hereinkam, denn Pastor Wollisen war bei dieser eigenartigen Wahlhandlung doch etwas beklommen zu Mute geworden. Er hatte sich auf eine längere Programmrede gefaßt gemacht — und nun war er sozusagen stillschweigend gewählt worden. Aber er fühlte gar wohl, daß er hier eine ganze Gemeinde voll weltkluger, harter und eigenwilliger Bauern vor sich hatte, die von ihm mehr wollten als eine glatte Sonntagspredigt.

Sie saßen alle steif und wortkarg hinter den Eichentischen, stießen den Qualm ihrer kurzen Pfeifen von sich, ließen die schweren Hände auf den Knien ruhen und tranken zwischendurch das süße, giftige Zeug aus den kleinen Schalen, die gleich nachgefüllt wurden.

Da stand Pastor Wollisen auf und hielt eine Rede. Er war erst ein wenig verwirrt, als wenn er in dichtem Gestrüpp säße. Dann aber kam er frei, und seine Worte flossen gleichmäßig dahin wie das Wasser in den tiefen Prielen seiner Heimatmarsch. Er sprach von der Mühsal des Lebens, so, als wenn er das harte Wort bei der Austreibung zu Grunde gelegt hätte:

...verflucht sei der Acker um deinetwillen, mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Leben lang... Oder als wenn er gleich anfangen wollte: ... die Toren sprechen in ihrem Herzen, es ist kein Gott...

Da griff der Viehhändler und Großbauer Fiete Kai Jansen, von dem man sich erzählte, daß er vor sieben Jahren unter Napoleon Bonaparte seine Seele dem Teufel verschrieben hätte und darum ganz genau den Tag seines Todes wisse, — also er griff grimmig nach seiner Punschtasse, trank sie in einem Zuge aus und setzte sie so hart wieder hin, daß sie zerbrach unter seiner Hand. Magnus Wollisen aber, der neue Pastor, reckte den Kopf noch höher, sagte ein kurzes, sachliches Dankwort für seine Wahl, wo er doch eigentlich hätte einen warmen, freundlichen Händedruck geben wollen, und ging dann mit schlichtem Gutenachtgruß hinaus.

Als er bereits auf dem Wagen saß, kam der alte Ebbe Gonnen, der in seinem Leben nichts als Mühe und Arbeit gekannt und darum schon den zweiten Trauring an seiner Hand aufgeschlissen hatte, zu Wollisen, reichte ihm die harten Finger und sagte: „Sweet is de Lüd to suer, Herr Paster, aber ick bün up Ehr Siet."

Das freute den Gewählten sichtlich, und er fuhr hochgemut in den dunklen Abend hinaus.

Drinnen in der niedrigen Schenkstube aber war es laut und heiß geworden. Wohl rüsteten die meisten der Bauern zum Aufbruch, aber einige blieben um Fiete Kai Jansen sitzen; aus der Nebendöns kamen andere hinzu, und bald fielen sie alle laut und schwer in die Wirrnis des Trunkes hinein.

„De Preester bitt sick de Tähn hier ok noch ut!" rief einer. Und dann schlug Fiete Kai mit der Faust auf den Tisch: „Nach 'n Runde her, Momme!" Das wieder-

holte sich noch ein paarmal, und was vor einigen Stunden noch breit und ruhig und bedächtig in der Stube gesessen, das war nun brüchig und roh und sinnlos. Garnichts Großes und Schönes war mehr da.

Nur Metta Melfsen, die gesunde, blondhaarige Tochter des Wirtes, stand in der Tür, die von der Küche zur Schenkstube führt, hatte merkwürdig geschlossene Augen, als wenn sie tief in sich hineinsehen konnte, und war mit ihren Gedanken nicht weit weg von dem wirren Bild, das sich hier abspielte.

Wie sie dieses Leben haßte!

Waren die Menschen denn Tiere, daß sie sich jagen ließen von jeder Gewalt? Mein Gott, was war das für ein Sündengeld, von dem der Vater lebte!

Die Scham schlug ihr das Gesicht rot, und sie rannte hinaus in den Garten, der dunkel und still war.

Aber auf einmal fiel ein rötliches Licht vom Himmel, und als das Mädchen auf die Straße trat, da sah es deutlich den Widerschein eines großen Feuers, der vom Seedeich herüberschlug. Auf dem Landweg liefen auch schon Menschen verstört und aufgeregt hin und her, und von weitem hörte man das Horn. Und in wenigen Augenblicken war die Kunde auch schon in der Schenkstube: De Lornsenhoff up Butenwarft brennt!

Wie betäubt rissen die betrunkenen Bauern ihre Tiere aus dem Stall, schirrten mit Fluchen und schrecklicher Unruhe in der Durchfahrt an, hieben wild auf die Pferde ein und rasten nach allen Seiten auseinander, so daß es spukhaft aussah, wie die Wagen auf dem Deich durch den roten Schein fuhren. Lorenz Lorensen selbst war der Letzte, der in Gang kam, denn seine Glieder flogen, und er konnte vor Aufregung die Deichsel nicht zwischen die Füchse kriegen.

Er war noch nicht den halben Weg zu seiner Warft, da stürzte schon der brennende Hof wie ein Riesenscheiterhaufen zusammen. Die Korngarben flogen in stiebender Glut hoch, das Vieh in den Fennen brüllte furchtbar, die Menschen standen erschüttert und klein dem entfesselten Element gegenüber.

Hinne Hamkens war mit mehreren andern von der Pastorenwahl gleich heimgefahren und kam darum als einer der ersten an das Feuer. Mit klaren Sinnen griff er ein, barg die Tiere und etwas vom Ingut und übernahm die Leitung der Brandwehr. Aber sie waren zu schwach und zu wenige, die Eimer gingen zu lange von Hand zu Hand, und sie mußten zusehen, wie der schöne große Hof verbrannte. Als der Bauer grimmig und verbissen wurde, weil so wenig Löschhilfe kam, da sagte der Kuhlengräber Franzen mit bitterem Ernst: „Se hebbt mit ehren egen Brand to dohn, Bur."

Hinne Hamkens antwortete nichts. Seine Gedanken aber liefen hinter all dem Unglück her, das der Trunk über die Menschen hier in seiner Heimat gebracht hatte. Er wurde ganz traurig, aber auch ganz klar mit sich. Und als er dann den schönen Hof zusammenbrechen sah in lodernder Glut, riß er dem Kuhlengräber die Rechte von den Augen, sah ihn groß und ernst an und schwor ihm in die Hand hinein:

„An de Karkhofswall bi de Selbstmörders kannst mi hensmieten, wenn ick noch mal werrer eenen Drüppen vun dat Gift öwer min Lippen krieg!" . . .

II.

Wenn ein Bauer wie Hinne Hamkens im Frührot des Tages zur Arbeit auf den Acker fährt, dann sieht das nach etwas aus. Breitbeinig und seine sieben Fuß hoch steht er da auf dem Wagen, die Peitsche in der Hand, und das Gesicht hell im aufgehenden Sonnenlicht.

Aber wenn um dieselbe Zeit eine Deern wie Metta Melfsen, blond und blau und rank, am Wege steht, dann neigt sich die Kraft des Ackermannes vor der lieblichen Anmut des jungen Weibes.

„As 'n Kornbloom in 'n riepen Roggen," denkt der Hamkenshofherr, als er das Mädchen sieht. Und im Weiterfahren laufen seine Gedanken flink auf und ab: „Wenn se blots nich ut son Suplock keem," sagt das Mißtrauen ... „Se is sund an Lief un Seel," antwortet die heimliche Liebe... Und den ganzen langen Erntetag, wo der Bauer mit seinem Gesinde im Roggenfeld ist, hat er eine leise, fröhliche Unruhe in den Augen. Je und je muß er stillstehen und hinausblicken in die große blaue Weite, die sich dehnt vom Seedeich bis hinüber nach Uhlebüll, wo Metta Melfsen wohnt.

Eigentlich war es ja Unsinn. Sein Hof mußte eine Koogstochter zur Herrin haben, die Land hatte und Geld und Leinen und geschnitzte Truhen. Da war drüben auf Lornsenswarft die kleine Hanne Söhren,

das einzige Kind des Hillhofes, dessen Fennen sich hinausstreckten bis zum Hamkenshof. Und da waren Miete Matzen und Lisbeth Frandsen und Doris Dankleffsen. Alle standen viele Tage schon in der Stille des Feierabends mit weiten Augen und horchenden Sinnen im Garten, wo die Birnbäume Früchte trugen, und meinten, Hufschlag zu hören und eine Stimme zu vernehmen, die hinausrufe ins unbekannte Land des Glücks.

Aber was waren das für Frauen! Hinne Hamkens setzte sich auf eine gebundene Roggengarbe und dachte nach. Die kleine Hanne Söhren war flink und fleißig, aber ihre Mutter war an der Auszehrung gestorben und ihr Vater ständig krank. Miete Matzen war aus einem gesunden Stamm, aber sie ging im Schnürleib und in neumodischen Fetzen. Lisbeth Frandsen war die Beste. Aber die Leute sagten, sie sei schwermütig.

Hinne Hamkens sprang auf, riß die Pferde hoch und ließ nachher die Sense sausen den ganzen Tag, daß es weithin zu hören war. Als er aber gegen Abend oben am Deichweg beim Aufladen wenden mußte und seine Mühe hatte mit den Tieren, die vor einem Wagen bange wurden, der eben vorbeikam, da sah er unvermutet wieder in das helle Gesicht von Metta Melfsen, die mit ihrem Vater heimfuhr durch die abendroten Felder nach Uhlebüll zu. Sie saß hoch und regungslos im Wagen, sah geradeaus, und das Licht der letzten Sonne lief rot und warm an ihrer Gestalt herunter, genau so wie das Gold damals von den Mühlenflügeln, als er nicht klarkommen konnte mit dem Ruf in der Nacht.

Da wußte Hinne Hamkens auf einmal, daß die Herrin seines Hofes eben vorbeigefahren war. Er wußte

das so gewiß und wahr, daß er schon daran dachte, wie froh es hergehen sollte auf der Hochzeit und nachher im Hause, wenn eine so große lebensvolle Frau um ihn sein würde.

Daß sich eine dunkle, breite Wolkenbank über das goldene Abendrot am Himmel geschoben hatte, war dem Bauern in seiner hellen hochgemuten Vorfreude entgangen. Erst als fernher das Grollen des heraufziehenden Gewitters zu ihm kam, sah er verstört hoch und trieb die Tiere zu eiliger Heimfahrt an.

*

„Heß noch keen Rotten in 't Lief?" fragte Fiete Kai Jansen spöttisch den Hamkenshofbauer, als dieser bei einer Landverhäuerung in Momme Melfsens Schenkstube die Flasche Wasser vor sich stehen hatte.

„Wöllt sehn, ween de Rotten toerst anfreet," gab der Gefragte zurück und bestellte sich eine Tasse Tee.

Es kam vor, daß Leute trinkfeindlich wurden, wenn der Teufel sie völlig ins Dickicht geschleppt hatte. Da war zum Beispiel der Dachdecker Klaus Klausen, der sich jeden Abend heimlich beim Höker eine Flasche Branntwein holte und sie dann mit warmem Behagen im Bett austrank. Bald holte er sich morgens noch eine, und seine Frau ging vor Schreck und Not in die Mergelkuhle, als sie eines Tages die Giftschlange sah, die in ihrem Hause lag. Klaus Klausen wußte keinen besseren Trost, als daß er sich von da an auch mittags die Flasche nachfüllen ließ. Bis er eines Tages von der hohen First des Müllerhauses glatt vor die Flügel der Windmühle geworfen wurde, dort bald eine halbe Stunde lang mit gebrochenem Schenkel liegen und den sausenden Tod hundert Mal haarscharf an seinem

Kopfe vorbeilaufen lassen mußte. Als man ihn fand, hatte er weiße Haare bekommen und Augen, in denen zeitlebens das Entsetzen stand.

Da war der Koogsherr und Hauptparticipant Gerrit Gennesen, der beim Trunk so prahlig war, daß er sechzig Teepünsche für wildfremde Menschen ausgab, wenn er bei Momme Melfsen in der Schenke saß. Er lieh Geld aus und verhäuerte Land, er sagte Bürge und er kaufte ganze Viehherden. Aber als ihm der kleine Sönne Jörn Boyens wegen anhaltender Krankheit die Zinsen zu Martini schuldig blieb, fuhr dieser reiche Koogsherr vor das Haus des Schuldners, holte sich die besten Stücke aus der Stube, ja sogar die Betten aus der Kammer, und kam lachend von diesem Plünderungszug zurück, warf das gepfändete Gut in die Scheune und sagte: „Lat de Kram verrotten, wenn de Lump nich betahlt!“ Im Krug prahlte er abends mit seiner Heldentat, als er aber spät in der Nacht betrunken heimkam, da rannte er sich an der großen Eichenschatulle von Sönne Jörn Boyens das rechte Auge aus und saß seitdem jahrelang halbblind in der Stube und konnte kaum in seinen Büchern erkennen, wieviel die kleinen Marschleute ihm noch schuldeten.

Ich sage: es kam vor, daß auf solche Weise Leute trinkfeindlich wurden. Wenn auch bedacht werden muß, daß manche wieder umfielen, weil ihnen die salzige Seeluft scharf in die Kehle fuhr und sie statt mit Wasser wieder mit Feuer zu löschen versuchten.

Daß aber ehrenwerte, feste Männer wie Hinne Hamkens auf einmal enthaltsam wurden, ohne allen sichtlichen Grund zu den Trinkfeinden übergingen, war selten.

Als sie nun so dasaßen in der Schenkstube, die ganze Reihe der frohen Trinker, deren rote Gesichter glänzten

im Schein der Oellampen, und mitten unter ihnen der wunderliche Bauersmann, der keinen Teepunsch mehr haben wollte, da kam dem Einen der Runde ein schlechter Scherz in den Sinn.

Es war Willy Jörn Hansen, der Prahlhans und Großtuer. Er behauptete, er könne zehn Glas Grog nacheinander austrinken, ohne dabei den gestreckten Arm krumm zu machen. Es gab ein großes Gelächter, ein Hin- und Herraten und schließlich eine Wette mit Fiete Kai Jansen um die ganze Zeche. Momme Melfsen stellte zehn volle Groggläser auf den Tisch, und Willy Jörn Prahlhans nahm das erste Glas in seine ausgestreckte Rechte. Alles war gespannt, wie er nun das Glas an den Mund bringen wolle — da griff er mit der linken Hand das Glas, ließ den rechten Arm ruhig gestreckt und trank lachend den Grog aus. So machte er es Glas um Glas. In der Schenkstube war ein gewaltiges schadenfrohes Lachen aufgestanden. Nur Hinne Hamkens war still und ernst und dachte an die heiße Not und die wilde Sünde, die in diesem Hause von Metta Melfsen saß Tag und Nacht, Tag und Nacht.

„Nu kannst berappen," rief einer zu Fiete Kai Jansen herüber, der laut mitzählte, wie der Baas von Trinker seine gewonnenen Grogs heruntergoß.

Mitten in diesen frevelhaften Uebermut trat der bleiche Tod — Willy Jörn Hansen fiel beim neunten Glase mit stieren Augen um und war im Augenblick weiß wie die Wand und kalt wie ein Stein im Brunnen.

Hinne Hamkens war der erste, der zu sich kam, den Tisch beiseite warf und den Leblosen gegen einen umgestülpten Stuhl bettete. „Water her, Water her!"

schrie er zornig durch den totenstillen Raum, wo auf einmal alle Dinge gräßlich aussahen.

Da trat die Tochter des Hauses aus der Wohnstube heraus, rannte in die Küche und kam mit einer Schale klaren Wassers herein.

Aber das Leben des eben noch so prahligen Menschen war schon eingetreten in das dunkle Zimmer des unheimlichen Dr. Tod und war nun schon unterwegs die große lange Straße in die Ewigkeit . . .

Aber wunderlich: wie hier ein kleines, unruhiges Licht erlosch, weil es schon lange heruntergebrannt war, kam doch im selben Augenblick ein Schein in die Stube — leise zündete sich ein heimliches Feuer in zwei Menschen, die hier nebeneinanderknieten, sich nicht anfaßten und nicht berührten und doch dieselbe Not im Herzen hatten und denselben Willen.

Ganz langsam erhob sich der Bauer, faltete die Hände und sagte feierlich: „Hier is nich mehr to helpen. Aber wi wöllt Gott danken, dat he uns den Weg wiest hett."

*

So unheimlich, drückend und eng die friesische Marsch ist, wenn Nebel über ihr brauen und mit breiten Tüchern alles grau einschlagen, so wundervoll klar und weiß und hell ist es, wenn der Mond diese weite, flache, edle Schale füllt mit seinem fließenden Licht. Draußen am Deich strömt die unendliche Flut der See im Scheine der Nacht rauschend vorbei, landeinwärts aber liegen die großen stolzen Höfe wie schimmernde Inseln im Silberschein der weißen Stunde.

Hinne Hamkens hatte nach dem furchtbaren Erlebnis gestern bei Momme Melfsen einen dumpfen Arbeitstag voll innerer Not und Mühe hinter sich gebracht.

Nur zuweilen war eine heimliche Wärme an sein Herz gekommen — wenn er an das große stille Mädchen dachte, das neben ihm bei dem Toten gekniet hatte.

Als der Abend so feierlich und weit heraufzog, da nahm der junge Bauer Hut und Stock und wanderte zur Kirchwarft, um mit Pastor Wollisen zu reden über das schreckliche Ende Willy Jörn Hansens. Er wollte eben einbiegen in den Kirchweg, da sah er jemand von weitem kommen. Und er dachte gleich — obwohl es ja unwahrscheinlich war — dat is Metta! Ihm wurde in der wunderschönen Stimmung dieser weiten lautlosen Abendstunde auf einmal so froh und reich zu Mute. Er stand oben auf dem Seedeich eine zeitlang still, sah verwundert hinaus in die ziehende See und dachte daran, daß des Menschen Leben auch so dahinströme, aber daß es nur etwas Gesundes und Kräftiges sei, wenn Welle zu Welle käme und sich vereine, um dann gemeinsam hinauszuwandern in ferne glänzende Weiten . . .

Er blieb dort oben stehen, bis das Mädchen bei ihm war und mit heißem Gesicht leise grüßend vorbeigehen wollte. Aber im selben Augenblick hemmte sie den Schritt, und beide gingen aufeinander zu und gaben sich die Hand, wobei keiner ein Wort sagen konnte vor Freude und Aufregung. Und in dieser kurzen Spanne Zeit, wo sie die Hände ineinander ließen und still und warm nebeneinander hergingen, sagten sie heimlich und feierlich das heilige Ja, das über zwei Menschen steht, wenn sie gemeinsam durchs Leben gehen wollen.

Die ewige, stille Macht der Liebe war bei ihnen.

„Ick bün bi 'n Paster weß un heff den Doden anmeld't,“ brach Metta Melfsen das selige Schweigen.

„Wull ok jüß röwer nah Wollisen wegen de Sak; nu deiht dat jo nich mehr nödig.“

Sie gingen eine ganze Weile schweigend nebeneinander. Das dunkle Ereignis des Abends stand schwer vor ihnen. Dann sagte der Koogsbauer:

„Wat 'n gräsig End'. Ick denk veel an di, Metta, wat heß du 'n Leben.“

Sie antwortete nicht gleich, sondern sah hinaus aufs Meer, daß er ihr Gesicht nicht gewahr wurde, und auf einmal fing sie an zu weinen.

Da überkam es den großen Mann an ihrer Seite, als wenn er ein Knabe wäre. Er legte seinen Arm um die Weinende, zog ihren Kopf an sich, strich mit seiner harten Hand ganz leise über das helle Haar und sagte nur immer wieder: „Mien Deern . . . mien Deern.“

Und als sich Metta Melssen etwas beruhigt hatte und scheu und glücklich zu dem geliebten Manne aufsah, da bog er ihren Kopf zurück und küßte ihren Mund.

Nicht achtend der Zeit, vergessend alle Entfernung und Pflicht, wanderten sie auf dem Deich in die schweigende Nacht hinaus. Sie sahen Uhlebüll von weitem liegen wie eine dunkle Faust, sie sahen den Hamkenshof stehen wie ein Königsschloß, klar und weiß und glänzend und stolz — aber sie achteten nicht darauf. Sie sahen sieben Leuchtfeuer von den Inseln und Halligen herüberblinken wie warme Grüße der Hoffnung und des Lebens, sie sahen die ewigen Sterne herniederscheinen vom tiefen Himmel wie Millionen Perlen auf einem Hochzeitskleide — aber sie dachten nur immer das Eine: „Nu hebbt wi uns . . . nu hebbt wi uns! . . .

Und was er reden wollte von dem Toten, und warum er ein Trinkfeind geworden, und was er hätte

zum Pastor sagen wollen, das vergaß er alles. Sie standen nur immer still mit geschlossenen Augen, hörten hin auf das Rauschen des Meeres zu ihren Füßen und hielten ihr Glück in zitternden Händen.

*

Weil Hinne Hamkens ein Mann war von Klarheit und Wahrheit, weil er nicht wollte, daß das Gerede über ihn und Metta Melfsen erst die Deiche auf und ab von Haus zu Haus lief, und schließlich, weil er dem Hofe, der nach dem Ableben seiner Alten einsamer geworden war, eine gesunde Herrin geben wollte, ging er gleich nächster Tage zu Momme Melfsen.

Der saß mit plierigen Augen beim Kartenspiel, hatte gar keine Zeit für andere Dinge, denn er verlor den ganzen Abend und ertränkte seinen Unmut im Teepunsch. Einmal rief er seine Tochter herein. Gerade wollte er auf Herzen vierzig melden, da wurde diese Farbe von Thade Braren, dem alten Kapitän und Ostindienfahrer, gefordert. Der Kröger warf die Herzdame wütend auf den Tisch und sagte:

„Halt son olen Knappen mi de Deern aff!“

Lachend strich der Seemann den Stich ein, forderte Herzen mit dem Bauern nach und meinte:

„'n Prinz kreeg de Deern nich -- lat ehr nu 'n Bur kriegen!“

Metta Melfsen kam in diesem Augenblick mit vier vollen Punschtassen durch die Küchentür, sah im Spiegel Hinne Hamkens dort in der Ecke sitzen, tat unwillkürlich einen kleinen unterdrückten Ruf der Freude oder des Schreckens und ließ dabei einen Löffel vom Teebrett fallen, daß er klingend zu Boden fiel. Da lachten die drei Mitspieler des Koogswirtes über das

Wort des Fahrensmannes, und der Kröger parierte den dreisten Scherz mit dem Satze:

„Wenn se 'n Bur nimmt, schallt en sien, de mi ünnern Disch süppt. Piek is Truff — de Deern is noch mien!“ . . .

Der Trinkfeind am andern Tische fühlte den Stich, wurde heiß vor Zorn und Scham und dachte daran, daß es hier noch einen Kampf geben würde heute abend mit dem Kröger, der sein Kind nicht hergab an einen mit dem Zeichen des Trinkgegners. Aber als er dann in die großen, ruhigen Augen seiner Metta sah, da verging alle Mühseligkeit der Stunde. Die Liebe lag ja in der Schale und überwog alle steinschwere Not, die auf der anderen Seite drücken wollte.

Als nach geraumer Zeit die Spieler aufbrachen und der Bauer vom Hamkenshof nur noch der einzige Gast in der Schenkstube war, da rief er den Wirt zu sich und fing so an:

„Ick harr nich dacht, Momme Melfsen, dat ick noch jemols werrer bi di hier inne Schenk sitten wör. Dat weer jo gräßlich den Abend mit Willy Jörn Hansen.“

Momme Melfsen zuckte die Achseln. „Wat schaß maken, wenn de Kerls duhn un dösig sünd.“

„Denkst du gornich an dien Deern, Momme; lat dat Kind nich vergahn in son giftige Luft.“

Der Kröger ging dem Wort des Bauern aus dem Wege, indem er sich einen Grog mischte und auf das leidige Wetter zu sprechen kam.

Aber Hinne Hamkens ließ nicht los. Er saß breit und gesund am Tisch, und der Wirt kam nicht an ihm vorbei. Die Oellampe brannte trüb und stickig, in der Stube lag eine Stimmung, wie wenn ein Gewitter am tiefen Himmel hängt. Als dann Tritte zu hören

waren und er damit rechnen mußte, daß wieder Leute in die Schenke kamen, schlug der Bauer auf einmal seinen Arm breit und fest über den Tisch und sagte ruhig und bestimmt:

„Geef mi Metta, Momme Meïßen! Se schall dat god hebbn up 'n Hamkenshof. Geef mi ehr!?"

Eine tiefe Stille lag in der Stube. Die Oellampe war tief heruntergebrannt, sodaß ein schweres Halbdunkel im Raume war.

Der Koogswirt war ganz in sich zusammen gesunken, nur seine Augen starrten den Bauern groß und erschrocken an. Er dachte in diesem Augenblick an sein dumpfes, höriges Leben, sah die vergangenen unruhigen Jahre an sich vorbeihasten, erblickte im Geiste den großen, weißen, hohen Hof dort unten in der weiten Marsch, dachte an sein Kind und an sein Weib, das bis ans frühe Ende an seiner Seite ein Leben voller Wirrnis und Mühsal gehabt — — und langsam kam seine Hand unter dem Tisch herauf, — er legte sie schwer und schweigend in die dargebotene Rechte des Bauern, und sie blieb darin liegen, bis seine Augen auf dem Weibertrunk des Mannes vor ihm haften blieben. Da riß er seinen Arm zurück und wollte mit einem lauten Fluchwort alles zerschlagen, was eben traumhaft in seinem Sinn gestanden hatte. Aber in diesem Augenblick kam sein Kind in die Stube und ging geradewegs auf ihn zu mit den Worten:

„Ick heff mi Hinne versprakén, Vadder. Wi sünd uns eenig. Segg Ja, sühst jo jeden Dagg dat Lumpenleben hier um di — — —"

Weiter kam sie nicht. Der Koogswirt hatte seine Sinne wieder, stand auf und rief: „Nä, nä un nochmals nä! En Kerl, de nich drinken will un kann,

kriggt di nümmer, un wenn he teinmol Hamkens heet un Dieksvagt is!"

Da stand der Bauer schweigend auf, gab dem jungen Weibe seiner Liebe fest die Hand, sah es groß und warm an — und ging hinaus.

Die Möven klagten durch die Nacht, als er langsam zum Hof hinunterschritt. Aber in seiner Seele standen helle Feuer.

*

Metta Melfsen ist ohne die Einwilligung des Vaters ein viertel Jahr später dem Manne ihres Herzens auf den Hamkenshof gefolgt. Pastor Magnus Wollisen hielt bei der Trauung in der Kirche vor einer großen Gemeinde die Rede über das Wort:

Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, denn es brennete schon!

Denn er freute sich, daß diesesmal zwei gesunde, breite und frohe Menschen einander zugehörig sein wollten. Er dachte daran, daß auf dem Hamkenshof nun gewiß ein helles Licht aufstehen würde, weil die Kraft des fremden Blutes wirken konnte. Er redete sogar davon, daß vielleicht eine steile Flamme von der Erde bis zum Himmelsrand hochschlagen würde, das Land weithin überscheinen könnte und neue Feuer des Lebens und der Liebe nach dem Willen des ewigen Gottes zünden müßte.

„Ihr habt eure Köge eingedeicht," rief er laut über die Bauern hin. „Der blanke Hans ist abgewehrt worden, er zerschlägt sich die gierigen Pranken an dem Wall, den eure Vorfahren setzten mit trutzigem Sinn und steifem Nacken. Wohlgeborgen sitzen wir hinter den Deichen auf den festen Höfen, lassen den Südwest

gelassen über unser Haupt hinwegbrausen und wissen: er kann uns nichts nehmen von der fruchtbaren Scholle, die unsere Väter dem Meere abgewannen.

Und doch, liebe Gemeinde, möchte ich mitunter glauben, daß die Deiche hier, die unsere Höfe umspannen, das Verhängnis werden für uns und unser Geschlecht. Sie liegen nicht mehr alle der See zu. Sie ziehen sich weit ins Land hinein bis hinüber zur hohen Geest, wo man das Meer, wo man die klare Kimmung nicht mehr sieht und wo man von der Sturmflutgewalt nichts mehr weiß. Das Königreich der Koogsbauern ist von einem starken Wall umschlossen. Aber auch das Menschengeschlecht, das der Ewige hier seit uralten Zeiten seßhaft werden ließ, es mit besonderen Kräften der Seele und des Leibes segnete, es mit deutschem Blute tränkte und es groß und eisenstark werden ließ im Kampfe gegen die vielen Feinde rundum — — es ist nun seit ein paar hundert Jahren eingedeicht. Es ist ducknackiger geworden, weil es sich nicht mehr wehrhaft über den Südwest empor zu recken brauchte, weil es sein Klaar Kimming vergaß, weil es meinte, Herrentum zu haben von Süden bis Norden, von Osten bis Westen. Und so ist von der hohen Geest herunter in die tiefe Marsch kaum ein Mensch gekommen, dem man nicht wissen ließ: Du büß keen Frees, du büß keen Koogsmann, du kanns man werrer över 'n Diek gahn, wo du herkamen büß! . . . Und so sind die Geestleute, all die Heinens und Jannens und Hansens drüben geblieben, die Franzens, Hamkens, Lorenzens und Johannsens aber sitzen immer noch zwischen Uhlebüll und Wungelum hinter dem festen Wall, hüten ihre Höfe, tragen Reichtum zu Reichtum und — werden doch ärmer und kleiner von Jahr zu Jahr."

Hier ließ Wollisen einen tiefen Atemzug lang die Stille in die Kirche hineinkommen. Die Bauern saßen mit großen, unruhigen Augen, sahen einander fragend an und wußten nicht, was sie von dem Manne halten sollten, der zu einer Hochzeit eine so wunderliche Rede hielt.

„Ja, ärmer und kleiner," fuhr Wollisen fort. „Denn schon in der Schrift steht: Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele! Wir wollen heute nicht miteinander reden von der Not in unseren Häusern, wir wollen auch nicht über den Kirchhof gehen, wo die Steine erzählen könnten bald Grab bei Grab vom mühseligen Leben und dunklen Sterben. Nein, heute, wo wieder ein junges Menschenpaar vor den Altar tritt, um es miteinander zu wagen in Sturm und Stille, in Sonne und Dunkel, da wollen wir anknüpfen an das Wort:

Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, denn es brennete schon!"

Und nun redete Pastor Wollisen wunderschön von einem Licht, das wohl aufstehen könne im Hamkenshof, wo fortan zwei gesunde Menschen miteinander leben würden. Diesmal sei es nicht wie sonst, daß Blut zu eigen Blut gehe, sondern es sei, wie wenn der brausende Sturm über den Deich sich mit dem tiefen Meer vereine, und dann stehe die große Kraft auf und herrsche. Und sie sehe weit und klar über den Deich hinweg in eine schöne helle Zukunft.

So redete Pastor Wollisen, und zu seinen Füßen saß eine Gemeinde, die in zwei Teile getrennt war. Ein Schwert war hineingefahren mitten in die lange Menschenreihe und hatte sie auseinandergestoßen.

Da war die weitaus größere Kette hartköpfiger, eigenwilliger Bauern, die sich empörten bei der Rede des neuen Predigers. Was fiel ihm ein! Wer hatte ihnen Vorschriften zu machen, woher sie ihre Frauen holen sollten?! Was verstand ein Preester von Weidewirtschaft und Landmannswerk! Was wollte er mit seiner Rede vom Feuer, das brennen sollte? Meinte er etwa, Hinne Hamkens sei der Mann, der Deiche brechen und Meeren gebieten könne? Ob die stolze Metta Melfsen aus Uhlebüll eine Koogsherrin werden würde wie keine hier rundum, das wolle man abwarten. Oder spielte der Pastor an auf die Trinkfeindlichkeit des Deichinspektors? Son Oart Minschen vergrübeln un versuren, dachten sie. Es war ein Unglück fürs Koogsland, daß dieser fremde Pastor über den festen Wall gekommen war. So eine Hochzeitsrede sollte er nicht wieder halten . . . Mit zusammengebissenen Zähnen und kleinen Augen saßen sie in ihrem Familiengestühl des Gotteshauses, die Eigenwilligen.

Da waren aber doch auch etliche, die der Pastor Wollisen mit seinen Worten sehend gemacht hatte. Die saßen mit großen, erschrockenen Augen und wurden etwas von der Not gewahr, von der er geredet hatte. Sie wußten, daß der Deich das Meer zurückhielt, aber daß seitdem die Menschen in der Flasche ertranken. Sie wußten, daß die vielen Ehen nach Demat und Hypothek geschlossen wurden, daß der Besitz wuchs und breit ward, daß der Besitzer aber oft klein und krank an Leib und Seele wurde, weil kein neues Blut in die Familien kam, weil der Deich hoch zwischen der armen Geest und der reichen Marsch stand und die weite Sicht benahm.

— — — — — — — — —

Als die Kirchenglocke feierlich zu dem „Ja“ des Koogsbauern Hinne Hamkens und der Wirtsdeern Metta Melfsen läutete, klang es einigen Menschen zwischen Uhlebüll und Wungelum wie Freudensingen und Feierabendklingen, vielen aber wie Sturmglockenruf und Kampfgesang.

III.

Der milde Spätherbst stand mit warmen blauen Tagen über der Marsch. Auf dem Hamkenshof blühten die Rabatten ab. Metta Hamkens bog sich manchmal in die blutroten Blumenkelche hinein, bis ihr Gesicht den Widerschein der brennenden Blüten trug. Sie stand unter den hohen Ulmen, die ihre goldenen Blätter sacht fallen ließen, so daß es war, wie wenn ein kostbarer Teppich zu ihren Füßen lag. Die junge Herrin konnte dann mit träumenden Sinnen stehen, konnte sich ganz vergessen und hineinhorchen in die Stille solcher Stunden.

Zuweilen aber lief sie auch hinunter von der Hamkenswarft, hinaus in die weite Marsch, sah nach Uhlebüll hinüber und hatte Heimweh. Dann kam sie nachher müde und still ans Haus mit verweinten Augen und schmalen Lippen.

Der Bauer aber war viel auf dem Acker und am Deich. Seine Kraft war noch breiter und ruhiger geworden, seine Sinne tiefer und schärfer, seine Hoffnung höher und wagiger.

„Wenn nu erst de Jung dor is,“ dachte er.

Dann wollte er es den Gegnern zeigen. Dann sollte das Leben Fahrt kriegen. Mein Gott, so ein großes gesundes Weib, als er sich da ins Haus geholt hatte!

Und er selber war doch auch ein Kerl wie aus Eiche und Eisen. Er wußte es wohl: sie saßen rundum auf ihren Höfen mit geduckten Köpfen und dachten: mal sehn, wat dat ward up'n Hamkenshoff? . . . Sie glaubten nicht an das Feuer, von dem der Pastor geredet hatte am Hochzeitstage von Hinne Hamkens und Metta Melfsen. Der Deichvogt war auch nicht der Mann, mit dem der Herrgott große Dinge vorhatte.

Bei solchen Gedanken ertappte sich der Bauer öfter. Er wurde dann zornig und hieb auf die Tiere ein oder rannte zum Seedeich hinüber, daß die brausende Weite ihn wieder stark und mutig mache.

Aber auf dem Hamkenshof blieb es still.

Eine große warme Liebe stand zwischen Mann und Weib. Ueber die harte Arbeit an den sechs Alltagen weg bis zur schönen Feierstunde des Sonntags hin — immer das feste, frohe Hand-in-Handgehen oder das staunende Beieinanderstehen zweier Menschen, die wissen, daß der eine der Stab des andern ist.

Der blühende, lebenswarme Sommer war so hingegangen, ohne daß etwas Besonderes gekommen wäre.

Erst als der Herbst mit breiten Farbenbändern das Land schmückte, kam eine leise, heimliche Wehmut und Unruhe in das Herz des jungen Weibes, das in seiner feinen Einfalt etwas ahnen mochte von dem Auf und Ab allen Lebens.

Nach wilden Weststürmen im November, die den Deichvogt viel hinausriefen an die Schleusen und Steindämme, kam dann ein klarer Winter. Schnee fiel zu Schnee. Die Marsch war bedeckt mit einem riesigen Tuch, das schwer und bewegungslos lag von Uhlebüll bis hinauf nach Wungelum. Der Hamkenshof streckte sich warm und geborgen unter der dicken Decke, und

in der Döns saßen zwei junge Menschen, die sich wärmten an der reinen Flamme ihrer Liebe.

Aber dann zerriß im Märzmond ein jagender Südwest das Schneetuch in tausend Fetzen, zerschlug die weite Eisdecke mit klirrender Hand, fegte den Himmel rein von all den dunklen Wolken und machte der hellen Sonne die Bahn frei für die große mütterliche Arbeit, die ihrer nun wieder harrte.

Und der Deichvogt schritt singend hinterm Pflug. Nun würde das Leben einen neuen Anlauf nehmen. Nun fiel tausendfach Saat auf die Erde, und was bisher tot und leblos gelegen, das wurde nun lebendig und rang sich dem Licht zu.

Der Bauersmann war mitten in diesen frohen Gedanken, da kam Thade Jebben, der alte wunderliche Strandläufer und Einsiedler, quer über die Weizenfelder gegangen und blieb einen Steinwurf weit von Hinne Hamkens stehen. Thade Jebben war bis auf diesen Tag nicht über die friesische Marsch hinausgekommen. Und doch wußte er in der ganzen Welt Bescheid. Er war nämlich von kleinauf Kartenleser. Da war kein Wald in Amerika, kein Sumpf in Rußland, kein Ort in Spanien, den er nicht kannte. Mit einigen alten geographischen Büchern und einer ganzen Truhe voll Landkarten reiste er jeden Abend in die Welt hinaus. Er sprach mit Madagassen und Rumänen, mit Eskimos und Kosaken, mit Buschmännern und Türken. Er besah die tausend wunderbaren Gärten der Semiramis, war heute auf dem Chimborasso und morgen in den Tschungeln Indiens. Er saß in den Kaffeehäusern am Wiener Wald, er lag bei Tscherkessen im Zelt und aß von ihrem rohen Pferdefleisch. Er fuhr mit dem König vierspännig durch Potsdam

und stand in Venedig als Bettlersmann an den Lagunen. Und bei diesen wunderbaren Weltreisen war er klug und weitsichtig geworden. Er meinte sogar, er könne hellsehen und die Zeichen des Himmels deuten. Der Eichenknüppel, den er am Strande gefunden, war in seinen Augen ein hl. Hirtenstab, seine wollene Mütze schien ihm eine Krone, und sein Mantel hatte Purpurglanz, wenn die Sonne darin spielte.

„Bur Hamkens, de Diek is braken bi Bongsielschlüs'," rief Thade laut und ernst hinüber zu dem Pflüger, der ruhig weiterschritt, denn er kannte die wunderlichen Reden des Alten.

„Dien Jung steiht bit to'n Hals in Blot, Diekvagt," fuhr Thade Jebben fort. „Riet de Deckel vun dien Sarg up — denn sühst dat."

Nun hielt der Bauer seine Tiere an, band das Leit am Heckpfahl fest und ging auf den Spökenkieker zu mit den Worten: „All werrer vun de Reis' torüch, Thade?"

„Jo, Bur. Bün güstern abend ut Californien kamen. Heff in Petaluma 'n Höhnerfarm besehn."

Hamkens lächelte, gab dem Alten die Hand und fing mit ihm an vom Wetter und von den Dingen der Welt und des Tages.

Da setzte der Alte sich ins Gras, zog eine Karte von Europa aus der Tasche und begann: „Süh mal, wat hett Bonaparte herümstaken in dat Land. Aber sien Messer is braken, langsam vernarben de blödigen Stellen. Uns' Land is ersmol frie vun Blot. Aber hier, kannst sehn" — er zeigte auf die Uthlande — „kannst sehn, Bur: all dat Water, o, all dat Water! De Diek brickt, Hinne Hamkens, un de Doden krupen ut den Sarg."

Als der Bauer lächelte und mit der Hand abwehrte, stand Thade Jebben auf und ging wortlos davon. Nur

drüben am Seedeich blieb er noch einmal stehen, reckte den Arm hoch gegen den Himmel und sah hinüber zu dem Hamkenshof, als wenn er ihn warnen wollte.

Hinne Hamkens aber ging sinnend heim. Er glaubte nicht an den Hellseher vom Strand, aber daß er von seinem Jungen gesprochen hatte, machte ihn doch froh und zuversichtlich. Als er in den Hofplatz einbog, sah er sein Weib am Soot stehen. Da sprang er lachend vom Wagen, hob sie hoch und trug sie über die Schwelle, wie wenn ein Bräutigam seine Braut heimholt.

Metta Hamkens aber weinte heiß in sich hinein, denn sie wußte, daß sie dem Hofe keinen Erben geben konnte.

— — — — — — — — —

Zwei Jahre sind seitdem übers Land gegangen. Ganz langsam ist die Flamme der Hoffnung im Herzen des Deichvogts heruntergebrannt. Er hat sich gewehrt gegen den Gedanken wie ein Tier, das im Eisen sitzt. Er ist in seiner Not bei Pastor Wollisen gewesen und bei Sibbe Uhl, von der man sagt, sie könne die Unfruchtbarkeit bannen. Er ist nachts oben an der See gewesen und hat sich in die Schleusentiefe stürzen wollen, und es ist soweit gekommen, daß er den Leuten aus dem Wege ging, weil in ihren Augen immer die höhnische Frage war: Na, wie is denn nu mit Metta Melfsen? Wo is dat Füer, wat hochlüchten schall von'n Hamkenshoff? . . .

Und eines Tages ist der Böse selbst zu dem Mann auf Hamkenshof gekommen, hat ihm die junge Maike Gonnen mit den brandroten Haaren gezeigt und hat ihm zugeflüstert: „Se helpt di, se gifft di den Arwen!“ Und dieser furchtbare Gedanke hat ihn nicht wieder losgelassen. Er ist des Nachts vor die Kammer der Maike Gonnen geschlichen, hat mit zitternden Gliedern an der

Tür gestanden und ist doch immer wieder entsetzt in die dunkle, schweigende Nacht hinausgeflohen.

Da ist das Licht in seiner Seele ganz klein geworden. Und gerade so schwach und arm ist der Schein im Herzen seines Weibes gewesen. Sie sind beide zuletzt müde und dumpf in eine trostlose, leere Wüste gekommen, haben nicht mehr gewußt, womit sie ihre Not tragen sollten, und sind soweit gekommen, daß sie den Hof verkauften und hinauf in die Geest ziehen wollten, um dort ein Leben der Stille und Hoffnungslosigkeit zu führen bis zum Sterben hin.

Hinne Hamkens ist eines Abends heimlich mit dem Fuhrwerk nach Uhlebüll unterwegs gewesen. Er wollte seinen Besitz veräußern mit allem lebendigen und toten Ingut, er wollte auf dem Rückweg bei Momme Melfsen vor, wollte das Gelübde, das er dem alten Kuhlengrawer Franzen am brennenden Lornsenhofe gegeben hatte, brechen und wollte seine ganze Not ertränken im brandigen Glase inmitten der Koogsherren, die Recht gehabt hatten mit ihren Reden und Gedanken.

Mitten auf dem Uhlebüller Deich steht auf einmal ein Licht vor dem Wagen. Die Tiere werden wild und rasen wie toll den Damm hinunter. Der Wagen schlägt um, und der Bauer liegt im nächsten Augenblick mit gebrochenem Arm am Wege, während die Pferde mit dem zerschlagenen Wagen weiterlaufen.

Sie haben den Herrn vom Hamkenshof tief in der Nacht heimgebracht, und er hat stöhnend tagelang liegen müssen, ehe seine Sinne wieder klar und sein Körper wieder stark wurde.

Als er dann zum ersten Mal im Garten unter dem großen blühenden Birnbaum gesessen und sein Weib ihm lächelnd zur Seite gewesen ist, da hat er die Mühle

von Jan Johannsen auf der hohen Warft wieder mitten in der Glut des Himmels an der klaren Kimmung stehen sehen. Und die Flügel haben sich wieder langsam gedreht und haben das blanke Gold vom Himmelsrand auf die Erde heruntergeschaufelt. Und das große goldene Tor ist wieder aufgesprungen, und der Bauer hat auf einmal gewußt, daß sein Leben doch noch weitergehen würde, und daß der Herrgott eine große gütige Hand auf ewigen Knien halte und leise hinlächle über die dummen Sorgen der Menschen auf der kleinen Erde.

Metta Hamkens aber hat unter dem blühenden Birnbaum gestanden mit einem tiefen frohen Glanz in den Augen. Denn sie wußte und fühlte, daß nun auch ihre Zeit kommen würde, und daß des Herrgotts Wege wunderbar sind und unergründlich. Ihre Seele war dabei tief und ruhig wie das Wasser im Brunnen, in dem sich rein und klar der Abendstern spiegelte, und in dem nur ein heimliches Raunen und leises Rauschen lebte von heiligen, fernen Dingen und ewigen Kräften, die aufstanden, wenn ihre Zeit kam.

Der Bauer dagegen trug seine große Freude hinaus zu den Bäumen und Prielen, Aeckern und Weiden. Er stand mit dem Spaten vor der Hoftür und senkte eine junge Eiche in die Erde, wobei er dachte, daß man wohl das gesunde Reis aussuchen und an guter Stelle pflanzen, daß man an der Windseite Schutz und an der Sonnenseite freie Bahn schaffen, aber sonst nichts für das Wachstum tun könne, sondern geheimnisvollen Kräften der Natur alles weitere überlassen müsse. Er band das Bäumchen an, bog es gerade und dachte: wenn de Bom mol grot, is de Planter dod.

Er war unten bei den breiten Prielen, in denen das Wasser hin und her zog, ewig getrieben vom Flutstrom

der nahen See, und wo die Enten schwammen und tauchten . . . Der Junge sollte einen Stamm besonders seltener Enten haben.

Er war drüben auf den Aeckern und Weiden und prüfte die Kraft des Bodens . . . Der Erbe vom Hof sollte durch goldene Weizenfelder schreiten, und auf den Fennen mußte starkes Vieh laufen.

Er war bei Springfluten draußen an den Deichen, untersuchte und maß die Höhe des Wassers zu den Wällen, befahl hier eine Steinverstärkung und dort eine Aufschüttung und dachte dabei an den Hamkenshof, der nun sicher und geborgen liegen mußte, damit der Junge in Ruhe aufwachse und ein Bauer werden könne wie keiner rundum.

Es blieb nicht verborgen, daß die Frau vom Hamkenshof gesegnet war. Das hämische Grienen erlosch, und wenn der Bauer mit seinem Weibe im Kirchenstuhl seines Geschlechts unter der Kanzel saß, dann hingen viele Blicke an dem stattlichen Paar, das den eigenen Weg ging und sich nicht irre machen ließ von der Unruhe, die im Lande war.

„Kumm mit rut up 't Feld," sagte der Bauer des öfteren zu seiner Frau, denn er wollte in dieser Zeit ihre Sinne noch wacher haben für die Scholle und für das Werk des Landmannes. Sie gingen im Frühjahr durch die sattgrünen Saatfelder und Fennen. Sie standen im Vorsommer inmitten wogender Roggenmeere und weißblühender Kleeweiden. Sie waren im Hochsommer jeden Tag in Heuduft und Garbensegen. Aber als dann die Erntewagen rauschend von der Fülle ihrer goldenen Last in die Scheunen fuhren, als die Tage schon wieder kürzer wurden und die Nächte tiefer und dunkler, da kam Metta Hamkens zum Liegen.

Und an einem Sonntagmorgen lief die Kunde von der Kirchwarft über die ganze Marsch des Frieslandes, daß auf Hamkenshof der Junge aufgestanden wäre und daß er Haye heißen sollte nach dem Großvater, der auf seinen Grabstein den gelehrten Spruch hatte schreiben lassen: Incertum est, quo fata ferant — Es ist ungewiß, wohin uns das Geschick trägt!

Der frohe Bauer vom Hamkenshof aber meinte, daß das Schicksal nun garnicht anders könne, als einen Eichbaum wachsen lassen hier inmitten der weiten, zähen Marsch, die groß und hehr ist in Sturm und Schweigen. Einen Schollenmenschen sah er aufstehen voll frischen starken Lebenssaftes, der pflügen werde und säen, und dem ein stolz Geschlecht in Freiheit und Herrentum das Höchste sein werde auf seiner friesischen Heimaterde, solange er lebe.

*

Ach, das Land zwischen Wungelum an der hohen Geest und Uhlebüll in der tiefen Marsch ist alt und kann viel erzählen. Denn es ist weit hergekommen und hat unendlich viel erlebt, ehe das Meer es hier absetzte und die Menschen es festhielten mit steinernen Deichen und hohen Wällen. Es kann erzählen von wilden Fahrten der Wikinger über die Westsee, von Totenreisen ihrer Häuptlinge, die von ihrem Volk in vollem Kriegsschmuck auf das Meer hinausgesandt wurden, wenn sie vom grausam unruhigen Leben zum jähen Sterben gekommen waren. Es kann erzählen von langen Jahrhunderten, wo die Sonne über einsame Dünen und Heide schien, oder wo der Sturm die Wogen donnernd vor sich herjagte. Es hat Glanz gesehen und Reichtum, Prunk und Pracht und Prahlerei. Es hat

Not erlebt und Weinen und Bluten. Es hat Glück getragen und Menschenliebe. Und es war zu der Zeit, wo Steinsärge in seine dunkle Tiefe gesenkt wurden, ganz wo anders als nun, wo die Pflugschar seine Krume bricht und schwere Rinder seine lebendigen Kräfte nehmen.

Aber daß ein Bauer seinen Erstgeborenen, der noch in der schweren Holzwiege liegt, ins Backhaus tragen läßt, damit er den Schwarzbrotgeruch von klein auf um sich habe, hat auch die Marsch noch nicht erlebt. Dazu mußte erst Hinne Hamkens Vater werden! Die Bäuerin wollte von solchem überspönigen Tun nichts wissen, und das Gesinde lachte sich heimlich in die Hand, als der kleine Haye in der Backstube lag und durch heftiges Schreien solange gegen diesen merkwürdigen Umzug protestierte, bis er wieder in der Wandbettkammer des Hofes bei der Mutter war.

„He schall 'n Bur warn bitieds," sagte der Vater. Und fortan richtete sich sein ganzes Sinnen auf diesen Wunsch und Willen. Wenn der Junge an der Mutter Brust lag, dann saß der Bauer oft nebenan in der Kaminecke und erzählte seinem Weibe von der Saat auf dem Felde, dem Vieh im Stalle und dem Korn beim Müller. Oder er las aus einem alten Almanach Wetterregeln und Bauerngeschichten vor. Er meinte, sein Junge müsse so die schwere, treue Art des Bauerntums schon in sich hineintrinken, wenn die Mutter mit all ihren Gedanken dahingebracht würde. Des Nachts, wenn einmal der kleine Atem des Neugeborenen nicht zu hören war in dem Sausen des Westwindes, stand der Bauer heimlich auf und horchte hinein in die Eichenwiege, denn er glaubte, sein Junge könne plötzlich gestorben sein.

So groß war die Freude auf dem Hofe über den kleinen Haye, der nun langsam zusammen mit dem jungen Eichbaum vor dem Tor aufwuchs. Wer von den beiden würde wohl der Zäheste, Stärkste und Bodenfesteste werden? . . .

*

Derweil der Knabe sich dehnte und streckte und, erst an der Mutter Brust und später am breiten Tisch auf der Diele, in die Säfte schoß, kam eine unruhige Zeit über die Marsch. Erst war es mondelang trocken, sodaß die Gräben wasserleer lagen und das Vieh übers Land brüllte vor Durst. Dann kam eine schlimme Mäuseplage, die so groß wurde, daß die Leute das Korn scheffelweise aus den Löchern graben mußten. Und als endlich der Herbst mit nebelschweren Tagen in der Marsch lag, da lief die Halsbräune von Haus zu Haus, erwürgte die Kinder und erschreckte die Alten.

Es verging kaum eine Woche, daß Pastor Wollisen nicht an einem Sarge stand. Und in diesem Jahr der Heimsuchung kam die Gemeinde ihm wieder etwas näher. Wohl sah er die Not in den Häusern, wohl verzagte er oft, wenn er den langsamen, aber sicheren Untergang der Menschen gewahr wurde, weil sie immer wieder in das Trinken und in die Verwandtschaftsehe hineinrannten.

Einmal war er ganz grob und hart geworden. Da stand nämlich der Kuhlengräber Franzen bei ihm im Schummern auf dem Kirchhof. Sie mühten sich um einen großen Stein, den sie ausgraben und an die Wand stellen wollten. Als sie ihn mit vieler Arbeit hochhatten, da sahen sie, daß es das Mal eines alten Wrögers, d. h. Rügers, aus dem 16. Jahrhundert war.

Diese Leute hatten ein besonderes Augenmerk auf die Heilighaltung des Sonntags zu richten. Sie wurden in ihr Amt berufen und mit Eidesleistung verpflichtet, und zwar galt in Friesland diese Formel:

„Ick schwer tho Gott, datt so lange ick Wröger syn werde, ick flitig acht gewen will, up alle dejenigen, so wedder Gottes und der Obrigkeit Befehl de Fyerdage, Söndage, edder Beddage enthilligen, de mit grasen, meyen, edder Kornsnieden, item mit Händen, Perden, Plog edder Wagen sunsten up andere Wege daran arbeiten; de unter der Predigt, Karken-Gesänge edder Vorrichtunge der Hochwürdigen Sakramenten up dem Karkhave edder anderwegen darbuten sick befinden, de in den Krögen edder Gelagen Wien, Beer edder Brandewien schenken edder supen, de under dem Gebede edder Predigt in den Karken schwatzen, uth unde inlopen, edder vor gesprakenen Segen weggahn; de thom Verhör des Katechismi sick nich instellen edder garnich thor Karken kamen willen, disse und dergliken Oevertreder will ick ohne Ansehnige und Verschonige einiges Menschen getrulich anschriven edder anschriven laten. So wahr mi Gott helpen schall un syn hilliges Evangelium."

Diese Wröger wachten aber auch über die alten, ehrwürdigen Sitten und Gebräuche der Vorfahren und warnten oder straften Mißbraucher. Es kam vor, daß zwei Verkappte während der Nacht den Heimatuntreuen überfielen, ihn fesselten und ihn — ohne ein Wort mit ihm zu reden — querfeldein zu einer tiefen Kuhle brachten, die oft auf dem Kirchhof gegraben war, ihn dort stehen ließen und ihm so Warnung und Besinnung gaben. War diese Warnung vergeblich, so trat die Todesstrafe, das „Wrögen" ein. Brach ein Weib

dem Manne die Ehe, so durfte nach altem Recht der Gatte, der Bruder oder der Vater der Sünderin diese durch die Strafe des Wrögens vom Leben zum Sterben bringen. Noch 1640 ist auf der Insel Föhr das Wrögen geübt worden. Hatte zu damaliger Zeit der Mann sein Eheweib ins Haus geführt, so nahm er vorher das Schwert von seiner Seite, stieß es ins Dach über der Tür und gab damit sinnbildlich sein Recht des Wrögens kund.

Als der Kuhlengrawer Franzen den Stein heraushob und die Erde abschrabte, las Pastor Wollisen mühsam die Worte:

Hirso leget begrawen
GIRRE GONNEN
wröger to widdingharde
anno 1619.

Quer über den Stein lief ein Schwert, das mit sieben Blutstropfen verziert war.

„Jüß tweehunnert Johr liggt de Steen inne Grund, Herr Paster,“ sagte Franzen nachdenklich.

Der Geistliche nickte, sah lang in die am Westhimmel stehende abendrote Glut und war mit seinen Gedanken weit in der grauen Vergangenheit.

„Wat sünd tweehunnert Johr, Franzen! Un doch könt se 'n Hamerslagg sien ut de Herrgott sien Smäd. Oder 'n Stormwind, de veel wegritt. Girre Gonnen, dien blödig Isen weer hüt nich grot nog. Dagg un Nacht künnst ünnerwegens sien to wrögen! Ach, ick mag dor gornich an denken!“

„Mi dücht, dat is ok nich dat Rechte, wenn man de Minschen in de Kark drifft,“ warf der Totengräber ein.

„De Kark, de Kark — dat is dat wenigste! Awer wat löppt dor sünst an Sünd un Schuld dörch de Marsch!

Seh hier de Gräber an, Franzen — — du weetst jo am besten Bescheed. D e hett sick uphungen, d e is versapen, d e bleef in't Wuchenbett, d e halt de Utteerung — — ach, so geiht dat bald Graff bi Graff! De Diek heel dat solte Water af, aber dat brandige leet he dörch. Se hebbt Vöß un Schimmels in'n Stall wie keen Burnland an de Westkant, denn se halt sick Hingsten ut Engeland un Dannemark. Aber se sülbst sünd möer un up, denn dor kümmt keen Geestblot nah de Marsch. De Herrgott sülbst mutt Wröger warn — sunst geiht uns' Land hier ünner vun den Storm a ch t e r den Diek!"

Der Kuhlengrawer stand mit großen Augen vor dem erregten Pastor und wollte ihn nun beruhigen und langsam auf andere Gedanken bringen. Aber plötzlich blieb ihm das Wort im Munde stecken. Er hatte seinen Spaten klirren hören — und da wußte er, daß wieder einer im Kirchspiel die Augen zugemacht für immer.

„Ick will de Kuhl man gliekś graben," sagte er.

Der Pastor ging betroffen hinüber in sein Haus. Und wenn er bisher harte Reden von der Kanzel gehalten hatte, so wurde er von nun an viel stiller und freundlicher, viel leiser und wohl auch gerechter, denn es war ihm auf einmal zum Bewußtsein gekommen, daß der Ewige auch dieses Marschland mit seinen unruhigen Menschen in der großen gütigen Hand halte und ganz genau wußte, wohin er mit ihnen wollte.

So wurde Pastor Wollisen von einem Wröger und Rüger zu einem Bruder und Helfer. Und im Lande zwischen Uhlebüll und Wungelum dämmerte je und je von da an die einfache Weisheit auf, daß der Heiland vor bald 2000 Jahren doch wohl ein gewaltiges Wort gesagt hatte mit seinem „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!"

Auf den Warften rundum, wo so mannigfache Not war, lagen noch viele glimmende Funken in den verschütteten Bränden der Vergangenheit. Wer konnte wissen, ob nicht doch eines Tages eine Flamme steil von der Erde bis zum Himmelsrand hinauf daraus emporschlagen würde.

IV.

Auf dem Heinenhof zu Wungelum stand inmitten all der verkümmerten Kräfte ein zähes Leben. Mit gleichmäßig ruhigem, langausholendem Schritt war es durch die lange Reihe der Jahrzehnte gegangen. Drei Heinens hatte es von der Wiege bis zum Grabe gesehen — und nun saß der vierte Heinen ihm gegenüber mit Neid und Zorn.

Die alte Standuhr auf der Vordiele war das langlebige Ding. Der Jochen Heinen sah den Pendelschwung lange an und wußte, daß dieses ewiggleiche Tack — — Tack ihm von der Lebenszeit ein Stückchen nach dem andern abschlug. Wie lange noch — und der letzte Stundenrest fiel in die große Ewigkeit hinein; hinter ihm, leiser und leiser werdend, blieb nur das unerbittliche Tack — — Tack der Standuhr . . .

Jochen Heinen, der duckige, schmale Geestbauer, war drauf und dran, seinen Eichenknüppel in das Uhrwerk zu werfen, daß es stillstehe und Ruhe gäbe — da dachte er an seine Deern, die Helge, die in der Sturmnacht damals zur Welt gekommen und die nun ins Leben wuchs.

Is jo man 'n Deern, dachte er. Is jo man wat fledig un fien, ward je wull noch beter . . . de Jung kümmt nich mehr — — Lene hett sick toschann makt in de grugige Nacht . . . Awer de Deern is mien, de Deern löppt mi vörbi, wenn ick mol in de Knee sack un nich wieder kann. Se mutt hier den Bursöhn in 't Hus

bringen . . . Dor is Pay Hansens Enzigst, de teihn Tunnen Weetenland hett. Oder Fäe Fedders sien, den 60 Ossen up 'n Stall stahn . . . Dor is — —

Was war das?!

Die Uhr, die hundert Jahre und mehr nicht aus dem gleichmäßigen Schritt herausgekommen war, stand auf einmal still! Der Bauer saß mit stieren Augen, sein Gesicht war noch spitzer und knochiger geworden.

De Klock steiht . . . Dat hett wat to bedüden!

Ihm wurde unheimlich, und er ging hinaus in den Garten, wo die Bäuerin mit der kleinen Helge auf der Bank saß und in die Sonne sah. Die Mutter hatte dem Kinde einen Kornblumenkranz ins weißblonde Haar gedrückt, und das helle Blau gab dem schmalen Kopf, in dem zwei graue Augen groß und fragend standen, einen unwahrscheinlich feinen Farbton. In dieses zarte Bild konnte selbst ein Jochen Heinen nicht mit derben Füßen treten. Er hatte mit seinem Weibe reden wollen von dem Vieh, das verkauft werden sollte, und wer weiß, ob er dann nicht auch Zukunftspläne geschmiedet hätte mit dem Besitz von Pay Hansen oder Fäe Fedders.

So blieb er stehen, machte sich an dem Apfelbaum beim Soot zu schaffen und wartete darauf, daß Lene von irgend etwas anfangen sollte. Als sie still blieb, sagte er:

„De Boom hier mutt Ogen sett hebbn, he is up."

„Wie allns in Wüngelum," gab die Bäuerin verbissen zurück. Jochen Heinen sah von seiner Arbeit auf: „Wat meenst dormit?"

„Hier sitt keen Kraft mehr in 'n Grund, Bur. Wenn uns' Hoff mol breeder un sunner warn schall, möt wi dor günt ut de Marsch frisch Blot hebbn. Aber dor is

de faste Wall wull twischen. Wenn 't so wiedergeiht, sitt hier bald Minschen up 'e Höf as Kreihn up 'n Heckpahl so bang un hungrig."

Der Bauer fühlte den Stich wohl. Er klüterte ohne Sinn an dem kranken Baum herum, dachte an die verwünschte Uhr, die ihm den Schreck eingejagt hatte, und da warf er auf einmal das Messer, mit dem er die faulen Aeste abschneiden wollte, zornig an die Erde, drehte sich batz um und ging ins Wirtshaus, um sich den Aerger und die dummen Gedanken wegzuspülen.

Er traf dort Pay Hansen, kam über dem siebenten Teepunsch, ohne daß er es eigentlich wollte, auf dieselbe Spur mit ihm, und sie stießen an auf die Zukunft ihrer Kinder, indem sie sagten: „Wungelum blifft Wungelum — prost!"

*

So wie draußen vor dem Deich die große See mit Ebbe und Flut ihren Atemzug tat, so gingen Tag und Nacht wechselnd über das Marschland. Da waren Tage, wo die Sonne wie schieres Gold auf dem bunten Teller der tiefen Marschweite lag. Da waren Nächte, wo die Sternenlichter am Himmel brannten mit göttlicher Reinheit. Dann stand der Hamkenshof groß und glänzend in dem weiten Schweigen. Da kamen aber auch Tage, wo der Nebel mit Spinnenfingern über den Deich langte und alles grau und grämlich machte. Und Nächte standen auf, so schwarz und windzerwühlt, daß man bange werden konnte. Dann lag der Hof von Hinne Hamkens wie eine geballte Faust in der Tiefe.

In diesem wechselnden Licht stand das kleine Leben von Haye Hamkens, von dem vor der Geburt viel zu viel geredet worden war. Denn in ihm saß gar kein

Feuer oder eine Flamme, wie der Pastor am Hochzeitstage der Gemeinde hatte erzählen wollen. Er war gar nicht der breite, gesunde Junge, zu dem die Leute ihn machen wollten, die nichts von dem ewigen Verwandtenheiraten hielten. Ja, er war — wenigstens schien es so — nicht einmal der Bauer, den der stolze Vater in ihm sah, noch ehe er den Plogsteert überhaupt reichen konnte. Er wuchs auf in den hohen hellen Sommertagen und den tieftönigen Herbst- und Winterzeiten an der Marsch wie jeder andere Koogsjunge auch. Er lag mit seinen Enten draußen an den Prielen, wenn es Frühjahr wurde. Er suchte wilden Honig im Sommer, wenn die Mäher die Fennen abschlugen. Er war auf dem Strandgang im Herbst, wenn der Südwest drüben im Föhrer Ley oder bei Kniepsand ein Schiff zerschlagen hatte und das treibende Holz bis an die Kante von Uhlebülldeich warf. Er war im Winter auf Holländern (Holzschlittschuhen) die Au hinauf bis Bredenbüll und Langensiel. Und wenn es diesige, nasse Tage gab, dann saß er im Stall bei seinen Kaninchen oder er machte sich eine Windmühle oder einen Drachen. Wenn Schwarzbrot gebacken wurde, stand er im Backhaus; wenn die Mägde Wäsche mangelten, half er das Linnen zusammenlegen; wenn Torf gestochen und geladen wurde, war er dabei. Aber das alles war doch nichts Besonderes! Das hat jeder Friesenjunge erlebt, der zwischen Uhlebüll und Wungelum geboren und aufgewachsen ist. Das sind Erlebnisse, die von heute zurückreichen bis zu dem Tage, wo der erste Koogsbauer sein Strohhaus richtete unter dem Schutze des festen Walles.

Auch in der Schule zeichnete sich Haye Hamkens nicht aus. Höchstens wenn es galt, dem etwas alt und kurz-

sichtig gewordenen Schulmeister Peter Feddersen Kletten auf den verschlissenen Rock zu werfen oder Fliegen in sein Schreibsaftglas zu tun oder den eigenen Namen recht tief und breit in die Schulbank zu schneiden, dann war Haye Hamkens einer der ersten und kühnsten. Einmal hatten sie ein Feuer gehabt nicht weit von der Kirchwarft. Aus zusammengetragenem Schafsdung schlug die erste kleine Flamme hoch, wurde genährt mit Gras und Holz und fraß sich so schnell in dem ausgetrockneten Boden weiter, daß sie nicht mehr Herr der Glut wurden und kleinlaut davonliefen. Nur des Deichvogts Junge blieb stehen, freute sich über das schöne Feuer und war darum der einzige, der zur besonderen Strafe vor den Pastor mußte, der ihm eine große Standrede halten sollte.

„Dor hett he nu dat Füer, wovun he uns vertellt bi de Hochtied," sagten die Bauern pfiffig und lachten. Der Deichvogt aber wurde wild und zornig, hieb den Jungen mit einem Strick solange durch, bis er selbst weinte und nicht mehr konnte und ganz traurig wurde. Denn nun begriff er, daß man seine Kinder weder durchs Leben jagen, noch ihnen voranstürmen kann, sondern daß man immer nur neben ihnen hergehen muß und dabei höchstens auf die Windseite acht haben kann.

Hinne Hamkens versuchte es von Anfang an, in die Seele seines Jungen die Bauernart und den Bauernadel hineinzuwerfen. Aber er mußte bald merken, daß er garkeine Saat auf diesem Stück Acker loswurde. Da ging vorläufig noch nichts auf, und man tat am besten, wenn man ihn im Urzustand beließ und dann abwartete, was der Herrgott auf ihm wachsen lassen wollte.

Nur die Mutter sah hin und wieder etwas tiefer in die Knabenseele hinein. So einmal, als Haye einen

ganzen Tag nicht am Hofe war und auch beim Dunkelwerden noch nicht kam. Sie redeten sich bange und gingen vier Mann hoch den Jungen suchen. Der Vater lief die Priele und Schleusen ab, buddelte zornig alle Löcher aus und kam fluchend heim. Der Knecht überholte die Scheunen und Ställe und Nachbarwerften, das Mädchen die Fennen und Heuklampen. Die Mutter aber lief in ihrer Angst hinauf an die See. Und sie fand dort ihren Haye oben am Kibitzensand, wo er regungslos im Riedgras lag und in die Weite schaute. Da sah sie, daß der Junge hungrig war nach der See, daß er heimlich hinhörte auf die lockenden Weisen, die das große, unheimliche Wasser sang in Sturm und Stille.

Und da kam eine schwere, unruhige und heimliche Angst in Metta Hamkens Herz, denn sie wußte, daß sie davon niemals zu ihrem Manne reden durfte, der da meinte, sein Junge wachse mit dem Eichbaum vor der Tür des Hofes um die Wette.

*

In Uhlebüll war die alte Amke Tüchsen merkwürdig ums Leben gekommen. Sie stand im Rufe einer Heilkundigen. Wenn jemand die fallende Sucht oder den Augenstar oder auch nur die nassen Handwarzen hatte, dann ging er zu Mutter Amke, die ein Kräutlein wußte oder einen Spruch. Es kam auch vor, daß junge Mädchen zu ihr gingen, irgend ein kleines Leiden vorbrachten, das größte aber — die Liebe — verschwiegen. Nur ganz zuletzt, beim Fortgehen, wenn sie den Schilling in Mutter Amkes Hand gleiten ließen, dann konnte es passieren, daß die Alte mit leisem Lächeln die Hand der Dirn nicht losließ, sondern aufmachte und einen

Augenblick hineinsah, ob die Zukunft es wohlmeinte mit der „Kranken“, oder ob böse Linien darin geschrieben waren von der Göttin des Schicksals.

Von Wungelum herunter war eine junge Frau zu Amke Tüchsen gekommen, um sich eine Salbe gegen die Frostbeulen zu holen. Als die weise Mutter Amke der Geestfrau eine Pfahlmuschel mit einem eingeschmolzenen Harz gegeben hatte und ihre Hand hielt, da sagte sie heimlich:

„Di liggt 'n güllen Kron in 't Hoar.“

Frau Lene Heinen wurde rot und verlegen, wußte nicht, was sie sagen sollte, und blieb nur stehen, weil die Alte so wunderliche Augen hatte.

„Dien Bloot löppt vun de hoge Geest dal nah de deepe Marsch, wehr di dor nich gegen, mien Deern!“ Sie machte eine Pause, bückte sich noch tiefer auf die Hand der Heinenbäuerin, tat auf einmal einen schrillen Schrei und sank zurück auf den Stuhl. Lene Heinen sprang erschrocken hinzu: „Wat is, Mudder Tüchsen, wat is?!' Aber die Alte saß ohne Besinnung, und die Bäuerin holte rasch aus der Nachbarschaft ein paar Frauen, die sich um die Ohnmächtige mühten.

Amke Tüchsen ist in der Nacht gestorben, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben. Lene Heinen aber ist entsetzt und bange nach Wungelum zurückgekommen, hat sieben Tage mit Fieberphantasien im Bett gelegen und ist eigentlich Zeit ihres Lebens nicht mehr recht froh und frei geworden. Die Leute haben sich erzählt, Mudder Tüchsen habe ihr ein gewaltiges Geheimnis vorausgesagt und sei dabei gestorben.

*

Als Haye Hamkens 12 Jahre alt war, sich mehr und mehr zu einem Stillen und Nachdenklichen entwickelt

hatte, sodaß der Deichvogt neue Hoffnung bekam, in seinem Erstling säße doch noch ein guter Bauer, nahm der Vater ihn eines Tages mit nach Uhlebüll zur Tierschau. Sie saßen beieinander auf dem schweren Kastenwagen, ließen die Tiere nicht zu rasch durch den hellen Morgen laufen und sahen vom Deich herab weit in das von leuchtenden Weizenfeldern bestandene Marschland hinaus.

„Süh, min Jung, wat 'n Segen," sagte Hamkens und wies mit der Peitsche nach den tiefen Goldwellen.

Haye sah den Segen der Ernte wohl, aber in seiner Nase war die salzige Seeluft, und er hätte sich zu gern einmal auf das Trittbrett gestellt, ob er das große Wasser auch gewahr würde.

Des Vaters Blick lag aber fest auf seinem Gesicht, und so zwang er sich für die Weizenfelder, für die Ochsenfettweiden, für den Haferwuchs und für die Pferde. Nur als sein Vater von dem Deichbau anfing, von der Gewalt der See, von dem Schimmelreiter und von den großen Fluten der vergangenen Zeit, da kamen sie beide mit derselben Aufmerksamkeit und Begeisterung in die gleiche Spur.

In Uhlebüll freilich verlangte der Koogsbauer von seinem Jungen wieder doppeltes Interesse für das Vieh und für die Dinge des Landmannes. Sie kehrten nicht bei Momme Melfsen ein, denn Hinne Hamkens war immer noch grollend dem Elternhause seiner Frau ferngeblieben und wollte nun auch dem Jungen den Auftritt ersparen, den es gegeben hätte, wenn der Trinkfeind Hinne Hamkens für sich und seinen Knaben eine Tasse Frauenkaffee bei dem Schwieger- und Großvater bestellen würde. Sie spannten bei Harmen Harmsen aus und ließen sich dort bewirten.

Sie saßen allein am Tische. Als sich aber die kleine Schenkstube mehr und mehr füllte mit Landvolk, das von allen Seiten zur Uhlebüller Tierschau gekommen war, da setzte sich noch ein Bauer mit seiner Tochter, die etwas älter als Haye sein konnte, zu ihnen. Die beiden Ackerleute kamen leicht miteinander ins Wort, und da stellte sich heraus, daß Jochen Heinen und Hinne Hamkens erstmalig im Leben beisammen saßen.

Und auch Helge und Haye sahen sich zum ersten Mal.

Die Alten redeten von den Ereignissen der Zeit, wobei der breite, gesunde Marschbauer dem schmalen, unsicheren Geestmann über war.

„Jüm könt lich buren," sagte Jochen Heinen mit seiner hohen, hüstelnden Stimme, „dat Fett waßt jüm jo vun sülben inne Hals."

„Klei is tager as Sand," antwortete gelassen der Deichvogt, „jüm möt Grundwater friegraben."

Der Geestbauer plierte mit seinen kleinen Augen über den Tisch, sah das Getränk Hamkens und warf zurück: „Is man dünn, dat Watergesüff; Harm, bring mi 'n Teepunsch!"

Aber der Vogt half dem Spötter doch noch auf den Weg; er sah in das schmale, feine Kindergesicht von Helge Heinen und sagte dann fast weich und leise: „De Minschen sünd as de Eer, wo se born un tagen wardn."

Jochen Heinen verstand das Wort, wurde etwas betroffen und fing ein anderes weniger gefährliches Thema an.

Während dieser ganzen Zeit saßen die Kinder still beieinander. Die großen grauen Augen Helges waren dann und wann auf das gesunde Gesicht des Marschjungen gerichtet, aber sie vermied es, ihm das merken

zu lassen. Die wachen Natursinne des Knaben fühlten aber ganz deutlich diese Blicke. Er wurde erst etwas verlegen und betreten, dann jedoch unwillig, und so sagte er: „Büß wull noch nümmer in Uhlebüll weß?"

Helge empfand den Spott, wurde nach Mädchenart rot bis zur Stirn und lächelte, weil ihr keine passende Antwort einfiel.

Die beiden Bauern kamen um einen Handel, den sie machen wollten, lebhaft ins Gespräch, und weil die Kinder doch nur störten, hieß der Deichvogt sie eine Stunde hinausgehen, um den Ort zu besehen.

Als sie aus der dumpfen Schenke in die klare Sonne traten, wurden ihre Sinne heller und freundlicher. Sie gingen ohne weiteres die Dorfstraße hinab, immer dicht nebeneinander.

„Wie heetst du?" fragte Haye das Mädchen.

„Helge."

„Helge? Dat is 'n feinen Vörnam. Wo büst du her?"

„Uns' Hoff steiht up Wungelum."

„Up Wungelum?" Er sagte das dunkle Wort ganz langsam und erstaunt. „Dat is jo de hoge Geest! Büst denn noch nümmer vörher in de Marsch west?"

„Nä."

„O, wie kann 't angahn! Mien Vadder is Diekvagt. Heß de See doch all sehn, nich?"

Und als sie wieder verneinte, blieb er stehen, sah sie ungläubig an und sagte: „Du heß de See noch nich sehn?! Denn muß du kamen, denn muß du uns mol besöken. Wi sitt up 'n Hamkenshoff dor günt an 'n Diek."

Sie war ganz heiß geworden bei dem Gedanken, antwortete dann aber: „Wi Geestlüd gaht nich öbern fasten Wall."

Das verstand Haye Hamkens nun ganz und gar nicht. Sie waren miteinander an die Uhlebüller Eiche gekommen, von der man in der ganzen Marsch spricht, weil sie so hoch und stark ist.

„Son Eek hett Knöw, son Eek sitt mit de Wöddeln deep inne Grund," meinte Helge, ohne zu wissen, welch wunderbares Gleichnis sie damit gesagt hatte.

Haye stand still vor Verwunderung. „Junge, dat is een! So een waßt nich up de Geest, so een nich."

Sie hatte ihm gerade ein Zweiglein von dem Baum an den Hut stecken wollen, aber nun ärgerte sie sein Prahlen wieder, und darum behielt sie den Eichenzweig für sich.

Als sie den Ententeich und dann die Ehrenpforte zur Tierschau bei der Wirtschaft von Momme Melfsen gesehen hatten, kehrten sie um. Aus der weitaufstehenden Tür der Schenke kam das Johlen Betrunkener, und da sagte Haye wieder etwas prahlig: „Mien Vadder drinkt nix! He is noch nich duhn west."

Diese Mitteilung wunderte Helge sehr, und sie entgegnete: „Dat is god. Mien Vadder — —", aber da brach sie ab, denn sie schämte sich dem fremden Knaben gegenüber.

Fast waren sie wieder bei Harmsens Gasthaus angekommen, da sah Haye eine Bude mit Früchten, die zur Tierschau aus Husum heraufgekommen war. Er trat an den Stand heran, kaufte um zwei Schilling einen roten Gravensteiner und gab Helge diesen. Da kam ein ganz helles Licht in ihre seltsamen Augen; sie nahm den Apfel und steckte mit flinker Hand dem Knaben den Eichenzweig an den Hut. So kamen sie in die Schenkstube zurück, heiß und fröhlich und von einem seltsam fremden Glück berührt.

Die Alten hatten schon gewartet. Ehe die beiden Kinder sich umsahen, waren sie schon auseinander im Gewoge der vielen Menschen.

Von der hohen Geest aber bis zur tiefen Marsch lief an diesem Abend ein heller, eigentümlich fremder Schein. So meinte wenigstens Haye Hamkens, als er mit seinem Vater durch die hohe Sommernacht auf dem Deich von Uhlebüll nach der See zu fuhr.

Helge Heinen dagegen sagte zu ihrem Vater: „Wat is dat düster vunnabend, Vadder, — Wungelum is gor-nich to sehn“ . . .

V.

Von den kühnen und starken Dingen, die in dem seebefahrenen Volk der Uthländer immer vorgekommen waren, lebt noch viel als Sage in dem Lande der Harden und Köge. Sie werden von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben und stehen als Heldenrunen tief eingegraben in der unruhigen Geschichte der Friesen. Der großen Mythen von heiligen Wassern (Hilligenlei), von riesenhaften Schiffen, deren Masten in das Himmelsgestirn aufragten, und auf denen Friesland das Verdeck war, von Meergöttern und Sturmgewaltigen sind unzählige. Und heute noch brennen im Februarmond auf den Inseln und Halligen die Biiken zu Ehren des Windgottes, der dem Seefahrer günstige Brise geben mußte.

Es sind aber auch wirklich viele merkwürdige Helden aus diesem Volke aufgestanden. Rechenmeister und Hellseher, Kraftmenschen und Spökenkieker. Und die Sage geht so laut und bestimmt durch all die Jahrhunderte der friesischen Vergangenheit, daß aus ihr wieder eine stille hochgemute Kraft strömen konnte von Geschlecht zu Geschlecht.

Hinne Hamkens trank sich gerne satt an solchen überkommenen Geschichten, stählte darin seinen Sinn und seinen Mut und gab die seltsam dunklen, heldischen Dinge bewußt weiter an den aufhorchenden Knaben, in dessen Seele sie dann standen mit klarer Schrift, und

wo Stimmen ganz fernher zu leben und zu strömen begannen, als wenn ein tiefer Brunnen rauscht.

Wenn der Vogt seinen Deichgang machte, dann nahm er seinen Jungen mit und erzählte ihm im Gehen:

„In de Wiedinghard, de dor baben bi Südwesthörn liggt, hett vör hunnert Johr Stark-Anjers levt. Dree Tunnen Husumer Beer kunn he bören, unner jede Arm 'n halbe un in jede Hand 'n ganze mit de Duum in 't Spuntlock. Wenn de Peer nich över de Gröw' wulln, so stellte he sick breetbenig henn un sett dat Tier mit beide Hann röwer. Eenmol güng he achtern Ploog, dor keem 'n spinkeligen Geestmann un frög: Wo wahnt Stark-Anjer? Dor! säh de Plöger, bört den Ploog mit en Arm ut de Grund un wies dormit nah sien Hus."

Oder:

„As 1713 de Sweden hier in de Marsch weern un uns' Lüd un Land quälten, dor is up Bombüll in de Wiedinghard 'n Knecht Niß Ipsen weß, de mit en Grotdeern up densülben Hoff versproken weer. Een Swedenoffseer wull de Brut nich in Roh laten, un Niß slog em mit de Fust dal. He müß över Nacht flüchten un köm bit nah Holland un güng vun hier up See. He weer 'n Baas in 't Seilen un Stüren un bald Koptein un denn Leutnant up de hollandsche Seeflott. As Krieg keem, mak he sik so god, dat de nedderländsche Regierung em to 'n Admirol utreep. He nöm sick nah sien Heimatdörp un schreev nah Hus:

Aan myn Greethje!

As du nog van der Gesynning bist, t 'welk du wirst, do ick mit dy toglyk op Bombell dende, so kam to my na der Haag, un war min Frow. Ick bün tegenwordig Hollandsche Admiral.

Nil de Bombell,
vormalen Niss Ibsen, dyn getruge Brydigam.

De Brut, de man as Deenstdeern in Emmerleff funn, is mit dat erstbest Schipp nah Holland reist to ehren Riß."

Oder:

„Um Söbentheinhunnert is up Sylt 'n Strandvagt Taken west, de grot un stark weer. He harr ümmer 'n Biel bi sick gegen de Strandröwers. Wenn aber arme Lüd wat funnen, leet he se lopen. De Wohrheit güng em över allns. Eenmol keem 'n arme Weedfru to em üm fief Daler. ‚Wenn krieg ick se weller?' frög Taken. ‚Ick bün bang, nümmer,' sä de Fru. Dor geef de Vagt ehr teihn Daler. Slicht un liekut un fram is he bleben bit an sien End. As he toletzt dat Gehör verlor un ok blind wör, steeg he sünndags mit den Paster rup up de Kanzel vun Rantumkark un leeg hier up de Knee, um jedes Wort vun de Predigt mittokriegen. Aber blots för den Herrgott sackt he in de Knee. Taken bleef up sien Dönsbank liggen, wenn de Landvagt keem; blots as he eenmol den Amtmann ut Tondern mitbröch, sä he: ‚Na, denn mutt ick wull upstahn!' Son Kerl weer dat."

Oder:

„Oluf Jacob Olufs vun Goting up Föhr weer Grönlandsfohrer vun Kopenhagen ut. Eenmol weern se midden in 't Jis un lurten up de Walfisch. Dor keem 'n hollandsche Kuff vörbi un reep to Olufs röber: ‚Haud af, gej deensche beest!' De Hollandsmann müch de Jüten nich lieden. Dor dreih Olufs bi, leet alle Sloppen (dicke Tauenden, die beim Anlegen der Segler den Druck auffangen) nah Stüerbord bringen un leep backbords den Holländer de ganzen Sloppen aff."

Diese und ähnliche Geschichten hatte der Deichvogt immer zur Hand. De Jung mutt landfast wardn,

dachte er. Wenn er gewußt hätte, daß er ihn damit seefest machte, würde er geschwiegen haben. Denn sein Leben galt dem Kampf gegen die Flut. Immer sind es ja die Deichgrafen der Friesen gewesen, die in den Sturmnächten zuerst draußen waren.

1715 hatten die Uthländer den Deich mit Hülfe großer Schleusen über die Au nach Rutebüll vorgetragen. Ueber 1000 Demat Koogsland waren gewonnen. Nun war wieder drüben beim Neuen Friedrichenkoog der Wall geschlossen, womit 1745 Demat Marschland fest wurden. Alle hundert Jahre hatte zähes Friesentum dem Meere über 1500 Demat besten Bodens entrissen! Wohl lagen, umgeben von grundlosen Tiefen, noch viele verlorene Halligen im Wasserstrom — 1648 noch 25, von denen Dagebüll und Galmsbüll die größten waren —, aber Sommerdeiche standen schon überall. Und doch war es ein immerwährender, erbitterter Kampf mit dem blanken Hans gewesen alle Jahre. Da hatten z. B. Holländer 1630 den kühnen Plan gefaßt, das Bottschloter Tief zu überdämmen bis zur Wiedingharde herauf. Das waren 15 Kilometer Deich, und wenn es gelang, kamen 15 000 Demat Land unter den Pflug. 1632 standen mehr denn 5000 Mann in angestrengter Arbeit bei diesem großen Deichbau. Man versenkte alte Schiffe in die Tiefen, man war wie wild im Werken und sah schon das goldene Land, wo nun noch Schlick und Prielen lagen, — da stand 1634 eine rasende Flut auf, zerschlug den ganzen Damm, zerriß alles Land und machte den alten Lateinerspruch wieder wahr: „Deus mare, Friso litora fecit" (Gott hat das Meer, der Friese das Land gemacht).

Der Deichvogt breitete die Geschichte der Uthlande froh und stolz vor seinem Jungen aus, er vermengte

gewissermaßen das ganze Denken des Knaben mit der heimatlichen Erde. Aber er bedachte nicht, daß sein Kind seesüchtig sein könne, denn noch nie war ein Hamkens auf ein Schiff gegangen. Wohl wunderte er sich darüber, daß der Junge soviel am Seedeich war, daß er bei den Salzsiedern saß am Strande und mit den Porrenfischern bei Ebbezeit weit draußen in den Wattenprielen watete. Wenn starker Westwind aufkam, und die Koogsleute ihre Schafe von den Außendeichen heimholten, dann war Haye Hamkens auf Strandgang. Wenn im Herbst die Koogskinder in den Fennen ihre Drachen steigen ließen, dann lag Haye Hamkens oben am Wasser, hörte hinaus auf die singende See und sah den wilden Gänsen nach, die mit eigentümlichen Wanderliedern hoch oben im Himmelsmeer fernen, unbekannten Weiten zusegelten.

Als das Julfest kam, wollte der Herr vom Hamkenshof seinem Erben eine besondere, unerhörte Freude bereiten. Das beste Füllen aus dem Stall sollte sein werden, damit er ein gutes Reitpferd habe, wenn er größer wurde. Aber das Tier blieb fast unbeachtet stehen, und der Junge war Tag für Tag in seinem Kahn unterwegs, kam oft mit nassen Kleidern heim und mußte sich heimlich zu Bett schleichen, damit der Bauer es nicht merke.

So standen die erwachenden Sinne von Haye Hamkens ganz der See zugewendet. Nur zuweilen gingen sie scheu und beklommen landeinwärts, — — nach Wungelum hinüber.

Wenn er doch nur einmal hinauf in die hohe Geest könnte! Immer lebten sie hier in der flachen Tiefe. Sie sahen die Sonne groß und frei über das weite Himmelsfeld wandern, sahen sie fast jeden Abend blut-

rot und brennend in die See sinken, aber einen rechten Sonnenaufgang sahen sie nie. Die hohe Geest stand im Osten, und dahinter lag eine geheimnisvolle Ferne, die rief und rief . . .

Im Frühjahr nahm der Bauer den Jungen mit auf den Acker, damit er pflügen lerne und eggen. Haye sollte ein schmales Roggenstück brechen, während der Vater die Weizenkoppel durchpflügte. Gegen Mittag kam der Bauer herüber, um nach dem Rechten zu sehen. Da saß Haye auf dem Pflug und brütete dumpf vor sich hin.

„Na, wat nu?“ rief der Bauer erstaunt.

Da sah der Junge mit großen, bangen Augen zu seinem Vater empor und hatte blanke Tränen in den Wimpern. Der Bauer war wie mit der Faust vor den Kopf geschlagen, griff in die Luft und kam nur langsam zu der Gewißheit, daß Haye niemals ein Ackersmann werde, daß sein eigen Lebensziel und Lebenswerk umsonst war, daß auch Metta Melfsen auf dem Hamkenshof kein reinigendes, läuterndes Feuer habe zünden können, damit es leuchte über die ganze Marsch.

Das war, als wenn von nun an ein Fluch auf dem Hofe lastete. Sie gingen still und traurig umeinander herum, mochten sich nicht wehetun und waren doch inwendig so voll davon, daß sie keine Ruhe in der Nacht fanden. Die Mutter stand heimlich zu dem Jungen, und als der Bauer das merkte, kam ein wilder Zorn über ihn und eine grenzenlose Verlassenheit. Er blieb tagelang draußen in der Marsch, kam nachts im Dunkeln heim und ging vor Tagwerden wieder fort.

„De Jung will to See . . . de Jung will to See,“ dachte er die ganze Zeit. Wenn er schon sonst das wilde

Wasser nicht liebte, so verfluchte er es nun. Stundenlang ritt er die Deiche auf und ab, fiel in eine große Ratlosigkeit hinein und wußte nicht, wie er klarkommen sollte. Noch ein Jahr, dann wurde der Junge von Pastor Wollisen eingesegnet. Es galt auf allen Höfen als ausgemacht, daß Haye Hamkens die Stelle seines Geschlechts haben sollte. Er war ja breit geworden und gesund. Es mußte sich nun ja zeigen, was drin saß in diesem Gewächs. Der Alte war — hol's der Kuckuck! — wahrhaftig trinkfeindlich geblieben, und man konnte ihm nichts nachsagen. Und nun würde es auf einmal von Mund zu Mund heißen: „De Diekvagt sien eenzigst Jung will to See! Hach, dor sitt he nu mit sien kloken Kopp! Harr sick man 'n Koogsdeern to 'n Fru nehmen schullt, denn weer sacht 'n düchtigen Burjung to Welt kamen. Wat nu?" . . .

Der Deichvogt sah mit großen leeren Augen in die Zukunft. Wie anders kam es nun! Das Leben auf dem Hofe wurde von jetzt an ein Kampf. Jeder Schritt und jeder Entschluß, jeder Ruf und jeder Griff, alles würde ein Ringen sein mit dem Erben des Hofes, der zur See wollte. Er sah die Jahre sich dehnen zu einem bitteren Feld der Not und des Zornes. Und er fühlte, daß er unterliegen müsse in einem Kampf, wo das Blut entscheiden würde; denn er dachte nicht daran, daß Jahrzehnte und Jahrhunderte dazu gehören, aus einer Eichel einen Baum zu machen.

Er stand oben an der Auschleuse und sah sich um. Ein Bild, unfaßbar weit und groß, lag vor ihm: Hier das Meer in verwirrender Unendlichkeit, rauschend im Flutstrom und glänzend im Schein der Sonne. Dort die Marsch, übersponnen von den tiefen Farben des Frühlings, dampfend in der Kraft des Bodens, schwer

wie ein Bauerngebet, gesprochen von Deich zu Deich bis hinauf nach Uhlebüll, das wie ein festes Amen das einfache, aber große Vaterunser schloß.

Und nun strömte hier durch die Schleuse das Wasser hinaus in die See . . . Weit standen die Flügel auf und ließen den singenden Austrom durch. Das war wie ein Lied aus Erde und Kristall, wie ein Klang aus Hoffnungsklarheit und jungem Herzen.

So wollte sein Junge auch hinaus in die weite unbekannte Welt.

Aber wehe, wenn das Meer sich reckte! Dann schlug es mit einem Ruck die Schleusentüren zu, stellte eine drohende Wache davor und übertönte brausend das feine Singen des Austromes mit seiner eigenen ungeheuren Donnerstimme. Und was es mit gierigen Pranken langen konnte, zog es in die Tiefe . . .

Drüben in der Marsch lag sein Hof. Rundum war das Land ihm zugehörig. Eine stille, gute Frau und ein gesunder, wenn auch abwegiger Junge ebenso. Die reiche Heimat mit ihrem Segen lag zu seinen Füßen.

Aber,
der uralte und grimmige Feind des Friesenvolkes stand ständig vor der Tür, tat zuweilen, als ob er schliefe und müde geworden war, und reckte sich doch auf einmal hoch und erschlug die Nächsten.

Der Deichvogt fühlte zum ersten Mal in seinem Leben, daß es hier draußen hart auf hart ging; nicht nur die Dämme galt es zu schützen gegen das Ungeheuer — nein: auch die eigenen Knaben mußte man halten, daß sie nicht hineinliefen in die schreckliche See, daß sie sich nicht betören ließen von dem singenden Ruf, der an hohen Sommertagen lockend herüberkam vom blanken Westen.

Sinnend schritt Hinne Hamkens den Seedeich ab. Ab und an blieb er stehen, als wenn er den Damm prüfen wollte, ob er auch stark genug sei, dem Drängen der Flut zu trotzen. Er vernahm ein Wühlen und Weinen, ein Schwerterschlagen und Hufgetrappel, ein erstes Mutterlächeln und ein letztes Sterbesingen. Jahrhunderte standen auf und sahen ihn an. Ein endlos langer Menschenzug kam den Deich entlang — — — fellbekleidete Wikinger, arme wassertriefende Fischer, breitbeinige kleischwere Bauern; junge blonde Mädchen mit Rosen und Kornblumen im Haar, hohe Frauen mit Säuglingen an der Brust und Knaben an der Hand . . . Schweigend kamen sie alle von der See herüber, wo ihre Heimat nun lange in der Tiefe begraben lag. Hinter ihnen gingen das Glück und die Not, die Freude und die Sorge. Und sie schritten alle der Kirchwarft zu, — — die breite Pforte zum Kirchhof stand weit offen, und der Menschenzug kam zum Gottesacker und war dann nicht mehr zu sehen . . .

Was war der Einzelne? Was bedeutete die Not eines Menschen, wenn man diesen endlosen Zug gesehen hatte? Sturm *vor* dem Deich, Sturm *hinter* dem Deich! Tausend Jahre standen am Wege und hielten schwarze Tücher hoch, sodaß man bange werden konnte.

Es hatte keinen Sinn, mit dem Schicksal zu ringen. Eine ewige Hand war mit im Spiele und ließ Wind und Wetter gehen und Menschen wachsen zu geheimnisvollen Bestimmungen. Hundert Jahre waren nur ein Tropfen im Ozean der Zeit. Die kleinen Menschen sollten doch nicht glauben, daß sie auf die Erde gekommen wären, ewige Dinge zu wandeln. Sie brachten nichts in die Welt, sie nahmen nichts mit hinaus —

nur ihre Lebensspur war bestenfalls noch eine kurze Zeit lang sichtbar, bis auch diese verwischt wurde von dem Tritt der Nachkommenden.

— — — — — — — — —

Der Sommer ging segenschwer durch die Marsch; aber auf Hamkenshof lag eine dumpfe Verzagtheit. Der Herbst stand in bronzenem Rüstzeug auf den Deichen und Warften, aber sein abendrotes Westlicht brach nicht das Dunkel im Hause des Deichvogts. Der Winter lief in gläsernen Schuhen von Norden herunter in die Priele der Uthlande, aber sein Klingen drang nicht zu den drei einsamen Menschen, die vom Glauben gelebt hatten und nun vom Wissen mutlos geworden waren. Und dann stand eines Apriltages der Frühling im Land, warf den gelben Löwenzahn mit vollen Händen über die wasserfreien Fennen, zog den Stachelbeerbüschen ein hellgrünes Kleid an, rief die Schwalben und Lerchen herbei, und die sangen den hohen Himmelsdom voll von Dankliedern, daß nun wieder schöne Tage kommen würden. Da riß endlich auch der Bauer vom Hamkenshof die Scheunentore und Stalltüren weit auf, damit Sonne hineinkomme und Leben.

Und acht Tage danach fuhr der Deichvogt im Federwagen mit seiner Frau zur Kirche. Als Pastor Wollisen die Namen der Eingesegneten aufrief, da kam er auch zu Haye Hamkens.

„Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer“ — dieses Wort gab der Koogspastor dem Jungen des Deichvogts mit auf den Weg.

Hinne Hamkens' Hände lagen eisenhart um das Singebuch, als er diesen Spruch hörte. Seine Augen

liefen die Reihe der Knaben entlang: Brar Klemensen, Ketel Andres, Erk Ruloffs, Frödde Frandsen, Harm Jannen, Age Dankleffsen, Sönne Sönnichsen — alles Bauern, alles Ackerjungen mit Klei an den Stiefeln. Nur seiner stand da mit Augen, die über den Seedeich hinwegsahen ... Unwillkürlich ging der Blick des Vogts auch die Mädchenreihe hinunter: Gundel Gonnen, Inge Andrees, Ose Frandsen, Krassen Johannsen, Mattje Matsen, Ehlen Hansen — alles blondes Koogsgewächs, einige schmal und blutkrank, einige noch gesund und lebendig. Aber nicht eine dabei, die er seinem Haye gegeben hätte, nicht eine! Nein, der Junge sollte hinauf in die Geest, damit frisches Blut in den Stamm komme! Wenn er doch nur diese verdammte Seesüchtigkeit nicht in den Knochen hätte! Um alles in der Welt — woher kam dieser Trieb in ihm? Da waren bei den Hamkens fünf Särge zurück nur Ackersleute gewesen, dann kam ein Schiffszimmermann und dann wieder nichts als Bauern und Landleute. Auch die Mutter stand in einer Reihe Menschen, die durchweg den Pflug in der Hand gehabt hatten. Es war eine Not mit dem Jungen. Er zwang sich ja zum Feldwerk hinter dem Deich, aber seine Sinne standen nach der andern Seite. Da war kein rechter Schlag, kein frohes Lachen, kein starkes Wundern in seiner Bauernarbeit. Was waren das für dumpfe, beschwerte Monate gewesen zuletzt! Das höhnische Grienen lag rundherum auf den Gesichtern der Koogsbauern.

Nicht, daß es Streit und Zorn und Vorwürfe auf dem Hof selbst gegeben hatte. Jeder tat seine Arbeit, jeder sagte Gutenacht beim Voneinandergehen abends, jeder war still bei Tisch und im Feld, aber inwendig sah es dafür um so trostloser aus.

Nur einmal hatte der Bauer zu seinem Weibe gesagt: De Jung is keen Bur — wat nu? Mehr Kinner kriegt wi wull nich . . ."

Metta Hamkens stand mit gesenktem Kopfe und konnte nichts tun, als sich ein paar Tränen aus den Augen wischen. Da nahm der Bauer ihr die Hände aus dem Gesicht, strich ihr mit leiser Hand über das Haar und sagte wie damals am Kirchweg in der Mondnacht:

„Mien Deern!"

Damit war äußerlich die Sache abgetan, die Sache, die für einen Bauersmann mit einem Jungen als Erben eine Frage auf Untergang oder Auferstehung ist. Das Herz freilich war von nun an erst recht voll von Unruhe und Hader, daß es so kommen mußte auf dem stolzen Hamkenshof in der reichen Marsch.

Heute nun schlug das Tor zum Leben für den Jungen weit auf. Breit, ruhig und gerade lag der Weg vor ihm. Er brauchte nur hinauszuschreiten, sein Erbe zu hüten, seine Hände zu rühren, seine Schultern stark werden lassen und seinen Sinn hoch, damit dann später ein gesundes Geestmädchen zu ihm käme, seine Freude und Hoffnung würde und ihm Kinder als sein Weib ins Haus setze, die wiederum in die Höhe wachsen und die Marsch erfüllen könnten mit Ernst und Kraft, mit Bauernsegen und Arbeitsfreude.

Und nun ging der Junge über den Deich, sprang in das schwankende Fahrzeug und trieb auf Gedeih oder Verderb in die Fremde! Nein, nein, das durfte nicht sein, das sollte er nicht! Und wenn der Pastor zehnmal dem Hinausziehenden des Herrgotts Gnade verhieß — wer konnte das wissen? Der Ewige hatte auch gesagt: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein

Brot essen, bis daß du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist!" Erde und Schweiß aber standen im Wappen der Bauern.

„Ick lat em nich to See," schwur der Deichvogt über dem Gotteswort, um das seine Fäuste sich krampften, derweil der Küster Peter Feddersen mit dem Altarchor feierlich sang: „Der Vater, der sie mir gegeben hat, ist größer denn alles, und niemand kann sie aus meines Vaters Hand reißen."

VI.

Jochen Heinen, der Geestbauer, hatte die alte Standuhr auf der Diele von Klaus Klockenmaker wieder in Gang bringen lassen. Das Leben ging wieder mit gleichmäßigem Schritt seinen Weg. Bis eines Abends die Heinenbäuerin angstüberschüttelt von Amke Tychsen, der Uhlebüller Spökenolsch, heimgekommen war und wochenlang im Fieber gelegen hatte. Da saß das knochige Männlein, in dem stets ein geheimes Leben zu walten schien, mit unruhigen Gedanken auf der Häckselkiste im Pferdestall.

Wenn se mi dodblifft, dachte er, denn sitt ick hier bös to. De Deern ward negenteihn ... Schall se hier an Mudderstell stahn? ...

Nein, das ging nicht. Die Helge war nun bald im besten. Sie hatte sich zu einer stillen Schönheit entwickelt. Nun mußte der Freier ins Haus. Friech Fedders war beim letzten Ringreiten freilich etwas dumm weggekommen, und Helge hatte verweinte Augen den andern Morgen — — aber dat gifft sick, dachte der Heinenbauer. Sechzig Ochsen standen bei Fäe Fedders auf dem Stall ... Verfluchte Geschichte, daß Lene nun so zulag. Was die alte Tychsen ihr wohl gesagt haben mochte? Gestern abend im Dorfkrug war ja ein wunderliches Zeug zurechtgeredet worden. Einerlei — die Sache mit der Deern mußte nun ins Reine kommen.

Still griff der Heinenbauer nach seiner Mütze und ging in den Krug. Als er eintrat, saßen Fäe Fedders und Ekke Jensen mit dem Wirt bei den Karten. Nach der förmlichen Begrüßung und dem Fragen um das Befinden der Bäuerin ging das Kartenspiel ruhig weiter, bis Ekke Jensen aufstand und ging. Da saßen Fäe Fedders, der Viehhändler, und Jochen Heinen, der Geestbauer, noch eine halbe Stunde beim Teepunsch zusammen. Sie kamen über das Wetter und die Fettviehpreise rasch auf das Gespräch, das ihnen allen beiden obenauf lag.

„Friech is hellschen affulln bi de Deern, letzt as Ringrieden weer," sagte ärgerlich der Viehhändler.

„Op een Anlop fallt keen Pahl," entgegnete sicher der Heinenhofbauer und stieß mit seiner Punschtasse an die des andern. Sie tranken beide langsam aus und ließen sich dann die Schalen wieder füllen, derweil sie schweigend den Rauch ihrer Pfeifen über den Tisch bliesen, bis der neugierige Wirt fortging.

„Ick schall morgen nah Seesiel, wo dreehunnert Schap vun mi gräsen," fing Fedders nach einer Weile an. Der Geestbauer antwortete nicht gleich, aber man sah es seinen plierigen Augen an, daß sein Geist arbeitete.

„Ick har Lust, mittoföhrn," entgegnete er dann. Und als sie nun beide ihren Punsch umrührten und sich ansahen, da wußten sie, daß sie dieselben Gedanken gehabt hatten. Erst stießen sie wieder miteinander an, tranken einen tiefen Schluck und sagten dann fast gleichzeitig:

„De Kinner . . ." Lachend brachen sie ab, standen auf, gaben sich die Hand, und Jochen Heinen sagte beim Hinausgehen:

„Na, denn up morgen fröh. Ick denk, wi föhrt Klock söß aff!“

Der andere nickte nur und bezahlte die Zeche an der Tonbank.

Die Sonne war am Aufgehen, da weckte Jochen Heinen seine Deern: „Wi wöllt hüt nah Seesiel föhrn. Du muß ok mol up anner Gedanken kamen, mak di klor, dat du mitkümmst. Gegen Klock söß fohrt wi los.“

Helge Heinen sah hinaus in den golden klaren Morgen; als sie ihre blonden Zöpfe um den Kopf legte und das gute Kleid vom Haken nahm, da waren ihre Gedanken inmitten reifender Kornfelder. Ihr Herz zitterte vor Freude, daß sie die blaue See besuchen sollte. Und als sie daran dachte, daß der Junge vom Hamkenshof damals gesagt hatte: „Du heß de See nich sehn?! Denn muß du kamen, denn muß du uns mol besöken! Wi sitt dor up'n Hoff günt an'n Diek,“ da reckte sich ihre junge Seele, weil sie in eine flimmernde Weite sah.

„Deern, du warst smuck!“ rief der sonst so wortkarge und begeisterungsarme Geestbauer aus, als er das blutwarme Gesicht des Mädchens sah, das zur Mutter in die Schlafkammer ging, um sich von der Kranken zu verabschieden. Lene Heinen lag im Wandbett mit müden Augen. Aber als das Mädchen ihr erzählte, daß es mit dem Vater in die Marsch hinunterfahren wolle bis zur See, da kam ein stilles Leuchten in das Gesicht der Bäuerin.

„Ach, wi gern müch ick mit di föhrn, mien Deern! Lat de Ogen wiet gahn hüt. Süh man to, dat . . .“ hier brach sie jäh ab, denn das merkwürdige Wort von Amke Tychsen kam ihr wieder in den Sinn: Dien Blot löppt vun de hoge Geest dal nah de Marsch. Wehr

di dor nich gegen. Sollte Mutter Tüchsen am Ende ... nein, das war ja dummes Zeug.

Die Bäuerin richtete sich hoch von ihrem Lager, gab der Tochter die Hand und sagte einfach: „Sorg di nich üm mi, Helge. Ick warr nu beter. Gode Fohrt hüt un veel Freud'!"

Bald danach fuhren sie ab. Die Sommersonne warf ihren vollen Schein weithin, sodaß der gelbe Löwenzahn noch mehr leuchtete und die Tautropfen wie Demanten im Grase hingen. Hochoben im tiefselig blauen Himmel schwamm eine Lerche, und ihr Morgenchoral kam hernieder zu den beiden Menschen, die still in Gedanken versunken beieinander auf dem Wagenbrett saßen. Helge hielt hin und wieder die Augen zu, denn in ihr stand die große reine Freude der Jugend, die ja einen Griff in den Himmel tut, wenn so ein heller Feiertag vor ihr liegt. Der Geestbauer dagegen war mit seinen Sinnen auf schwerem Ackerboden, pflügte ihn tief durch, riß die keuchenden Tiere hoch und biß die Zähne fest aufeinander. „De Sak mutt hüt klarkamen," dachte er. „Mien Fru is ring to Weg, un ick warr ok stakiger up de Been. De Deern steiht in't vulle Leben. Friech Fedders makt keen slechten Streek. Se seggen jo, he süppt — — aber wat heet dat? Wi lat alltosam keen Teepunsch verdrögen in de Kumm. He mutt den Heinenhoff hebben, de Ossenjung. Dat ol lurige Leben mutt uphörn!"

Weit holte er mit der Peitsche aus, sodaß die beiden Grauschimmel von dem Knall bange wurden und in einen scharfen Trab fielen.

So kamen sie rasch aus dem Dorf, und als sie nach den fernen Deichen hinunterfuhren, holten sie einen Wagen ein, in dem Fäe Fedders mit seinem Aeltesten saß.

„Hollo, ok all so fröh ünnerwegens?“, verstellte sich der Viehhändler mit schlauem Lächeln im Gesicht.

„Jo, wi möt mal nah Seesiel dal, man mutt ok mol wat anners hebbn as jeden Dagg Speck un Klüten.“

„Denn fohrt wi tosamen. Ick will ok nah Seesiel, wo min Schap gräst.“

Helge Heinen war von ihrem hellen Weg auf einmal in einen dunklen Gang geraten, wie sie sah, daß der derbe Friech Fedders, zu dem sie Ossenfriech sagten, dort auf dem Wagen vor ihr saß und nun den ganzen Tag neben ihnen bleiben würde. Sie durchschaute das Spiel der Alten nicht, aber sie ahnte unbewußt eine dunkle Gewalt, die hier irgendwo lauerte. Der Bauer mit seinem scharfen Instinkt mochte das erwachende Mißtrauen des Mädchens gemerkt haben, denn er rief dem Viehhändler zu: „Wi bögt hier rechts aff, denn ick heff noch up Karkwarft mit Köster Feddersen wat to besnacken. Wi drapt uns denn wull hüt meddag bi Seesiel?“

„Dat ward wi wull,“ rief Fedders zurück und fuhr dann rasch voraus.

Der Geestbauer war aufgeräumt und gesprächig den ganzen Weg bis zur Kirche hin. Sein Kind saß mit einem großen Wundern in den Augen, denn sie fuhren durch die reife Sommerpracht der Marsch, kamen am fließenden Austrom vorbei, warfen frohlockend immer wieder den Blick in die helle singende Weite und füllten das Herz mit frohem Klang.

„Dor günt is Hamkenshoff,“ sagte der Alte. „Du weetst jo, de Dieksvagt weer dunn mit sien Jung nah Uhlebüll to Tierschau.“

Helge wandte das Gesicht ganz nach außen, damit der Vater nicht sehe, wie sie rot geworden war.

Auf der Kirchwarft spannte der Geestmann aus. Er hatte mit dem Küster eine Erbschaftssache abzumachen. Das konnte ein paar Stunden dauern. „Mien Fru kann Helge mitdewil mol de Kark wiesen,“ schlug der Schulmeister vor. Als die beiden Männer in die Döns gegangen waren, kam Frau Friede Feddersen freundlich heraus und führte Helge in das Gotteshaus. Die große Marschfrau wunderte sich über das schmale Mädchen aus der Geest und die leise fremde Art, die sie hatte. Sie gingen schweigend durch die Kirche, standen hier still, um die Orgel zu sehen, und dort, um den Taufstein mit dem Messingdeckel zu bewundern.

Um dem Besuch eine Freude zu machen, sagte Friede Feddersen: „Ick will mal 'n Stück up de Orgel speelen, sett di henn un hör to.“ Helge machte die Tür zu dem nächsten Gestühl offen und setzte sich hin, derweil die Küstersfrau zum Orgelboden gegangen war und das alte Lutherlied zu spielen begann. In dem hohen leeren Raum stand die Melodie kräftig auf, sodaß ein Brausen durch das Kirchenschiff ging. Helge hatte die Augen geschlossen, ließ die tiefe Flut der Töne über sich hinrauschen und dachte wieder an das Jungenwort: „De See muß du sehn!“ . . . Hier unten in der Marsch war alles so breit und hart. Dat kümmt vun de Storm, de hier so veel is, dachte sie und hob die Augenlider, denn Frau Feddersen ließ das Nachspiel leise verklingen. Im selben Augenblick wurde sie ein schmales Messingschild vor sich gewahr: HAYE HINRICH HAMKENS stand dort. Da kam ein Schreck in ihr Herz, sie wurde rot bis zu dem blonden Haar hinauf, und dachte: Up sien Platz heff ick seten . . .

„Nu lat uns gahn,“ sagte die Schulmeisterfrau einfach beim Zurückkommen, wunderte sich aber doch

über das heimliche Brennen im Gesicht des Mädchens. Auf dem Friedhof, wo die Stockrosen in der Sonne blühten und zitterten, fragte Helge ihre Führerin: „Hier starben wull nich veel? De See makt jo so gesund, un de Marsch is so riek.“

„Sitt veel Not in de Hüs' — — de Superie un“ — — sie brach jäh ab, denn sie hatte vergessen, daß hier eine fremde junge Deern fragte. „Is hier ok nich beter as bi jümm,“ wich sie aus und pflückte eine rote Geranienblüte von einem kleinen Grabe. „Hier liggt mien Jung,“ sagte sie still und sah in die Weite.

Da wurde es Helge beklommen zu Sinn, und sie schlug vor, daß sie wieder hinüber ins Haus gingen. Der Vater saß mit dem Lehrer draußen auf der Bank und rief schon von weitem: „Wi sünd all klor. Ick will noch gau mol röber nah de Dieksvagt un tosehn, wat de Rotbunt makt, de he vör dree Johr vun mi köfft hett.“ Helge wagte nicht zu atmen, denn sie meinte, man müsse ihr die Aufregung ansehen.

„Wat 'n sunnerbor benaute Deern,“ meinte die Küstersfrau zu ihrem Mann, als sie dem davonfahrenden Wagen nachsahen.

Der Geestbauer gab sich einen Ruck, als sie dem Hofe näherkamen. Mit forschem Schwung fuhr er durch das große Tor auf den Hofplatz, warf dem hinzueilenden Pferdeburschen die Leine zu und fragte herrisch: „Is de Vagt tohus?“

„Jo,“ antwortete der Knecht und klopfte die schnaubenden Tiere auf den Hals. „Schall ick utspannen, Herr?“

„Nä, besorg aber de Tiern. Achter liggt een Sack mit Hawer. Se möt ock mol supen.“

Hinne Hamkens kam aus dem Stall heraus, ging gleich auf den Wagen zu und sagte erstaunt: „Nä sowat, — de Wungelumer Geestbur kümmt nah de Marsch! Gondagg ok, Jochen Heinen. Gondagg, mien Deern. Kumm neger, mien Fru schall gliefs den Teeputt upsetten.“

Die Beiden sprangen lachend vom Wagen, gaben dem Deichvogt die Hand und schritten mit ihm über die große Diele in die Döns hinein. Die Männer kamen gleich miteinander über die Weidewirtschaft ins Gespräch. Das Mädchen aber stand sinnend in der großen, mit blauen Wandfliesen bekleideten und mit weißem Fußbodensand bestreuten Wohnstube. Wie weit und stark ist hier alles in der Marsch, dachte sie wieder. Ein Gefühl der Freiheit und doch auch des Geborgenseins kam über sie. HAYE HINRICH HAMKENS stand wieder in derselben Schrift an einem derben Mangelbrett, das an der Wand saß.

Da ging die Tür auf, und Metta Hamkens kam herein. Freundlich begrüßte sie den unerwarteten Besuch, hieß die Männer einen Augenblick warten und nahm Helge mit in die Küche, in ihrer einfachen Art fühlend, daß die Deern so am ehesten die Fremdheit vergessen würde. Helge sah voll Erstaunen auf die hohe, gesunde, sichere Frau, die alles so ruhig und selbstverständlich tat. Es waren noch zwei Mägde in der Küche, aber die Frau war auch mit ihnen so ruhig und freundlich, daß Helge unwillkürlich an die verbissene Stimmung auf dem Heinenhof denken mußte. Daß auch hier heimlich eine schwere Not im Hause lag, ahnte sie nicht. Ohne daß sie es wollte, dachte sie immerzu an den Sohn des Hauses, von dem sie nicht einmal den Vornamen wußte. Bis dann im Laufe des Gesprächs die Bauers-

frau sagte: „Haye is buten in 't Moor. He hett mi vun di vertellt, dat du de See noch nich eenmol sehn heß."

Helge atmete erleichtert auf. Er war nicht zu Hause.

„Ick bün hüt to 'n ersten Mol an 't Water." Und nach einer kleinen Pause sagte sie, eigentlich mehr zu sich selber: „Wat 'n grot fein Tohus för Haye!"

Da antwortete die Bauersfrau mit einer fremd ankommenden Stimme: „Ja, — un doch treckt de See em mehr an."

Helge verstand das nicht gleich, fühlte aber, daß auch hier nicht alles Sonnenschein sei. Und doch wurden es zwei schöne, in warmer Gastlichkeit verlebte Stunden auf Hamkenshof. Es war, als wenn Marsch und Geest, zwei Zwillingsschwestern, sich nach langer Trennung einmal wieder die Hand gaben, ganz fest und treu. Nur die kleine, verschlagene Seele des Geestbauern kam nicht tief genug zum Grund, denn sie war nicht frei von Neid und konnte es nicht leiden, daß die fette Marsch sich so ruhig neben die magere Geest setzte.

Gegen 2 Uhr kamen die Wungelumer erst vom Hamkenshof herunter, denn sie hatten erst noch alles besehen und dann Mittagbrot auf der großen Diele mitessen müssen. Es wurde drei Uhr, ehe sie nach Seesiel kamen. Als sie über den Deich auf das Vorland hinausfuhren und die weite Nordsee mit den Halligen und Inseln wie ein gewaltiges Gemälde voll Farben und Lebendigkeit vor sich liegen sahen, wurde Helge fast bange bei dem unendlichen Blick. Sie stand noch immer mit erschrockenen Augen, als Fried Fedders zu ihr kam und in seiner derben Weise sagte: „Kiek di man nich de Ogen ut de Kopp. Is man Water." Unwillkürlich zuckte sie zusammen, denn die ganze Art des jungen Menschen war ihr zuwider.

„Wi beiden Olen wüllt nu erstmol de Schap besehn, gaht jümm man 'n beten an de Waterskant," rief Jochen Heinen den beiden Jungen zu und lachte still in sich hinein. Helge wagte nicht zu widersprechen, und so gingen sie über den weichen Teppich des Vorlandes hinüber zur großen Schleuse. Sie redeten von gleichgültigen Dingen, waren garnicht bei der Sache und hatten nichts von dem sonst so wundervollen Weg. Auf einmal sagte Friech Fedders: „Ick will mol baden in de See," und als er gleich begann, ohne Rücksicht auf das junge Mädchen, sich auszuziehen, schritt Helge zornig weiter.

Sie stieg über den Deich und ging in forschem Schritt an Kornfeldern und Kleeweiden vorbei weit in die Marsch hinein, denn sie wollte dem andern entfliehen und noch eine helle Stunde allein verleben. Sie kam an einen stillen Teich, wohl eine Fehding (Trinkwassergrube) aus alten Halligzeiten. Der klare Himmel spiegelte sich in dem Wasser, am Rande stand mit blauviolettem Schein die blühende Bondestabe, die Immen summten, eine Lerche sang herab auf diese selige Einsamkeit, und da warf sich Helge Heinen in das Gras, breitete die Arme weit auseinander und ließ die Größe der Stunde zu sich kommen. Von der See herüber kam ein tiefes Wellenrauschen, der Lerchengesang verlor sich mehr und mehr in die Ferne, die flimmernde Sommerluft stand müdemachend über der unendlich weiten Fläche . . . Helge schloß die Augen, kam in einen leisen Halbschlaf und träumte:

. . . Der Hamkenshof lag oben auf der hohen Geest. Die breiten, grünen Fennen waren zu sehen, der tiefe Graben rund um den Hof, die Brücke darüber, die Eichen standen da, ja, sogar die Kirche war mit-

gekommen und die Orgel. Ganz deutlich kam das Spiel herüber: ‚Mit uns'rer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren!' — — Die Bank mit dem Namen HAYE HINRICH HAMKENS stand auf einmal in der Döns des Heinenhofes, und Friech Fedders saß darauf und griente.

Da schrie sie laut auf und wurde wach, sprang auf und wollte umkehren; denn sie meinte, schon lange hier im Schlaf gelegen zu haben. Da kam ein Mann auf sie zu, und als sie recht hinsah, war es Haye Hamkens! Sie fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, denn sie glaubte, immer noch zu träumen. Aber schon stand er vor ihr mit seinen verwunderten Augen und sagte: „Helge Heinen — — wo kümmst du her?"

Sie war noch so verwirrt, daß sie nicht antworten konnte, sondern nur mit großen Augen dastand und ihn ansah.

„Ick wull hier Water halen för 't Perd," sagte Haye nun, hatte jedoch den Holzeimer hingestellt und war auch heiß im Gesicht geworden. Die große selige Stille redete, und es wurde einer jener Augenblicke im wunderlich bunten Erdenleben, daß sich zwei junge Menschen wortlos bei den Händen hielten, sich nur ansahen und doch tausend Worte heimlicher Sehnsucht hörten.

Sie gingen in diesem wunderbaren Schweigen den schmalen Fußweg durch das rauschende, güldenhaft schimmernde Korn, sie hielten sich eng umschlungen, und ihre Seelen sangen nur das eine Wort:

„Du! — — du!"

Sie gingen über den Blütenteppich der Marsch wie zwei Königskinder, sahen trunken vor Glück in die

sonnige Weite, und ihre Herzen schlugen nur immer den einen Takt:

„Du — —du!“

Sie kamen an das Meer, das sich wie eine gewaltige silberne Schale voll Glanz und Glück ihnen darbot, und sie standen selig oben auf dem Deich und fanden keinen andern Laut als das leise streichelnde:

„Du — —du!“

— — — — — — — — —

Als Helge Heinen bei der großen Schleuse über den Deich ging, wandte sie sich noch einmal um nach dem lieben Jungen, und da sah sie ihn vor dem Fehding in den Knien liegen. Er trank aus seiner hohlen Hand von dem klaren Wasser. Und da dachte sie: O wat 'n gesunden Jung! . . . Nun stand er langsam auf, sah das blonde Mädchen drüben auf dem Seedeich stehen und reckte grüßend den Arm hoch: Du leewe Deern! . . .

Durch den hohen Himmelsdom ging ein Glockenläuten, wie es immer ist, wenn zwei junge Menschen glückstrunken durch den Sommertag gehen.

Aber auf einmal waren die fernen Glocken still. Friech Fedders kam über das Vorland zum Deich herüber, hatte eine duckige, lauernde Art und sagte zu Helge beim Näherkommen: „Wat will dien Ohl egentlich hüt up Seesiel? Hebbt jüm hier ok Veh lopen?“ Als sie verneinte, fuhr er fort: „Dröppt sick jo heel god för uns.“ Er drängte sich bei diesen Worten näher an Helge heran und versuchte, ihre Hand zu bekommen. Sie richtete sich aber straff auf, sah ihn streng an und sagte: „Lat dat, Friech! Wi möt trüchgahn, Vadder lurt, he will bald wedder nah Hus, Mudder liggt krank.“

Er ließ sie frei, kam ihr aber von anderer Seite näher, indem er fragte: „Jo, wat is dat mit dien Mudder? Se seggen, Amke Tüchsen . . .“ Weiter kam er nicht. Helge hatte sich von ihm abgewandt und schritt rüstig voran, um den taktlosen Fragen zu entgehen. So gingen sie in großem Abstand auf dem Deich, hatten beide Not und Zorn und Abneigung im Herzen und kamen wortkarg bei den Alten an, die in lebhaftem Gespräch miteinander waren und daher die Stimmung der Jungen nicht gleich gewahr wurden. Da die Zeit vorgeschritten war, wollte man gleich aufbrechen, zumal man unterwegs im Krug von Momme Melfsen noch Rast zu machen gedachte.

Jochen Heinen fuhr vorauf. Er war mit seinem Macker von heute einig geworden, und darum saß er lebhaft sprechend neben seiner Tochter, die in Gedanken weit weg lief . . .

„Is doch 'n staatsche Sak mit Fedders sien Veeh,“ fing der Geestbauer an, und als Helge nicht antwortete, fuhr er fort: „Müch nich in de Klei hier sitten“ — er schwang die Peitsche rundum — „geiht nix över de hoge Geest.“

Helge saß in Sinnen. Sie sah das Korn wieder in güldenen Wogen links und rechts, und sie fühlte noch die warme Hand des Marschjungen in der ihren. Die Sonne ging mählich zur Rüste, warf einen roten Schein in die Weite, sodaß die großen Höfe wie schimmernde Burgen herübergrüßten. Als sie an Hamkenshof vorbeifuhren, war die Brandfarbe des Himmels am tiefsten. Die goldene Abendlegende schritt lautlos und feierlich durch das schweigende Uthland. Helge Heinen hatte die Hände ums Knie gefaltet und träumte hin-

aus in die wunderbare Stunde, wo das Glück ihre wachende Seele füllte . . .

„Segg mal, Helge, wat höllst du vun Friech Fedders?“ schlug es plötzlich an das Ohr des Mädchens. Es bekam miteins erschrockene Augen und zitternde Hände.

„He is 'n lerrige Kruk, Vadder,“ sagte Helge dann bestimmt, um damit rasch ans Ende zu kommen.

„Dat kann ick nich seggen. Sien Vadder hett sößtig Ossen up 'n Stall,“ setzte der Bauer dagegen.

Helge lachte verhalten und wurde deutlicher: „S o meen ick dat nich, Vadder, so nich. He hett to wenig i n sick un he is “ . . . sie brach ab, denn sie wollte nicht, daß der Vater ihre Scham merkte.

Der Bauer saß wieder in seiner lauernden Weise da und fühlte wohl, daß der heutige Tag ihn nicht weiter gebracht hatte. De verdreihte Deern, dachte er, schlug auf einmal hart auf die Pferde ein und fuhr glatt an Momme Melfsens Gasthaus vorbei den hohen Deich hinauf, blieb schweigend bis nach Wungelum und stieg mit den Worten vom Wagen: „Harrn wi hüt Törfsoden staken, weer 't beter weß.“

Da lief das weiße Gesicht Helges rot ins Blut, denn sie erkannte den Zweck der heutigen Ausfahrt. Als sie aber nachher bei der Mutter saß, hatten ihre Augen doch ein seltsames Leuchten, und Lene Heinen fragte lächelnd: „Dat weer wull 'n feinen Dagg, mien Deern?“

*

Aber auch auf dem Hamkenshof stand es hart auf hart. Haye hatte nach der Einsegnung zwar den Pflug in die Hand genommen, hatte sich schweigend in die

Ackerarbeit stellen lassen, war jedoch mit seinen Gedanken Tag und Nacht auf der See. Der alte Grönlandfahrer Tade Mynhart Tadsen saß viel bei ihm und stärkte ihm mit großen, heldenhaften Geschichten vom Wasser den Sinn für die Fahrt. Er zeigte ihm die Walfischrippen, die auf Peterswarft als Torpfähle standen, und die Bilder von den Fahrzeugen, auf denen Dagebüller und Föhringer Steuerleute oder gar Kommodore gewesen. „To de Tied sünd hier blots ole Mannslüd, Fruens un Kinner bi Hus bleben, Haye, um dat Land to plögen un de Saat to smieten. Nu ward dat jo allns anners. De Marsch liggt in 'n poor grote Hänn', de Seefohrt ward ring holn, grote Herrn (er meinte die Hauptpartizipanten mit mehr als 70 Demat Land) de hebbt dat Seggen. Dien Vadder is Dieksvagt, he lett di nich to See."

An solchen Tagen ging Haye Hamkens traurig durch die weiten Fennen hinüber zur Stammstelle seines Geschlechts. Und weil seine Landmannsarbeit nicht mit Freude gesegnet war, hatte sie keine rechte Art. Es gab Auftritte mit dem Vater, der mit harter Hand das Gewächs binden wollte und alle wilden Triebe abbrach, die dann umso stärker ans Licht schossen. Es waren quälige Jahre auf dem Hof.

Einmal hatte Haye die Pferde mitten im Eggen stehen lassen, weil ein weißes Segel über den Deich herübersah, war hinaufgelaufen an die See und hatte dort lange gestanden und hinausgeschaut auf die flimmernde Weite, worin das große Schiff fernen Zielen zusteuerte. Als er zurückgekommen war, stand der Vater bei den Tieren, hatte einen schrecklichen Zorn im Gesicht und schlug mit der Peitsche den Erben keuchend und sinnlos, bis die Pferde wild wurden und

mit der Egge davonrasten, sodaß es ein Wunder war, wenn nicht noch ein schlimmeres Unglück kam.

Am Abend saß Haye Hamkens mit blauen Striemen über den Arm und im Gesicht am Tisch. Die Mutter war bleich und still, das Gesinde erschrocken und beklommen. Nur der Bauer hatte sich in der Gewalt, sprach das Abendgebet wie sonst und sagte dann zu seinem Sohn: „Morgen wöllt wi veerspännig plögen. Ick gah mit di rut nah de Weetenkoppel."

Als er aber gegen fünf Uhr früh an die Kammertür von Hayes Schlafstelle klopfte, bekam er keine Antwort. Das Bett war unberührt. De Jung ward doch keen dumm Tüch maken, dachte der Deichvogt und ging hinaus in den Stall, um die Tiere anzuschirren. Es war ihm zuwider, den Leuten Gesprächsstoff zu geben, und überdies wollte er heute allein mit seinen Gedanken sein.

Er schritt von früh bis spät hinter dem Pflug her, hatte einen heißen Trotz und eine würgende Not im Halse und sah keinen Ausweg. Am Abend war Haye immer noch nicht heimgekommen. Die Mutter saß mit verweinten Augen in der Stube, die Mägde und Knechte tuschelten sich allerlei zu. Der Bauer war hart wie ein Eichenstamm — aber schließlich konnte er es doch nicht hindern, daß Metta in ihrer Angst Leute mit Stangen und Laternen auf die Suche nach ihrem Jungen sandte. Sie kamen einer nach dem andern achselzuckend heim.

Das war eine Nacht auf Hamkenshof, wo ein eisenharter Mann mit dem Schicksal rang und sich nicht niederdrücken lassen wollte — und doch am Morgen mit nassen Augen aufstand und tiefe Risse im Gesicht bekommen hatte . . .

Haye Hamkens aber war in dieser Stunde oben auf der hohen Geest. Die Not seines Lebens hatte ihn hingetrieben zu Helge Heinen, mit der er ins Reine kommen mußte, ehe er zur See ging. Er hatte die ganze Nacht durchwandert, war sich grenzenlos verlassen vorgekommen und stand nun am Rande der Geest, noch einmal mit einem wehen Blick die tiefe, sich weithin dehnende Marsch umfassend. Wie breit und satt und reich lag die Heimat dort unten! Wenn er wollte, konnte er ein geruhiges, warmes Leben führen auf dem stolzen Hof, der aus dem Eichenring so wuchtig herübergrüßte. Was war das nur für eine heimliche, unruhige Kraft in seinem Blute, daß er nicht blieb, wo er geboren war, daß es ihn lockte über die blaue See in ungewisse Weiten? . . . Haye Hamkens setzte sich auf einen Wegstein, und seine Seele wurde klein und arm.

Als er aber noch so dasaß und nicht zurechtkommen konnte mit dem Leben, kam ein heller Schein auf, brach durch die Ulmenkronen und stand im Augenblick groß und strahlend bei ihm. Er riß sich hoch, ging vollends zur Höhe empor, und da sah er die Sonne aufgehen! Der Himmel brannte in lodernden Flammen, eine Lichtflut von unerhörter Kraft rauschte hoch und strömte hinaus in die Ferne, wo weiße Nebel eilend flohen. Da ging die Seele des seltenen Bauernsohnes aufrecht dem großen Leuchten entgegen. Er reckte die Arme in die Höhe und siehe: an seinen Händen hingen Sterne. Er trank sich satt in der Sonnenflut — und siehe: sein Herz wurde weit und froh. Er fiel in die Knie vor dem ewigen Wunder — und siehe: eine Stimme rief: Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen.

Und da raffte Haye Hamkens, der Marschensohn, sich auf und ging durch das vergoldete Ulmentor nach Wungelum hinein. Der feste Wall war überschritten — die hohe Geest stand grüßend im Hochzeitskleide, und die ersten Lerchen sangen ein wundersames Lied von Jugend und Ferneblau, von Heldentaten und Heimkehrglück ... Klaar Kimming — — Klaar Kimming! Nu ward allns god! — — so klang es froh und frei in dem Wanderer ...

— — — — — — — — —

Haye Hamkens hat den ganzen Tag warten müssen, ehe er Helge Heinen sah. Sie holte Trinkwasser aus dem Dorfsoot, da stand auf einmal der große Marschjunge vor ihr. Nach dem ersten Schreck und der ersten Verlegenheit kamen sie überein, sich auf dem Wege zum Wiechelteich zu treffen, wenn es Abend geworden war.

Als sie sich im roten Schein des Sonnenunterganges begrüßen, ist wieder alles verhaltene, selige Schweigsamkeit. Sie wandern miteinander am Rande der Geest durch das braune Heideland, kommen an den Weidenteich und setzen sich hier in der Einsamkeit auf eine Naturbank, die zwei umgelegte Bäume bilden. Sie können weithin über das Land der Geest sehen, und wohin sie blicken, ist Abendrot und Frühlingsweben.

„Du büß de See," sagt Helge, als sie in die blauen Augen Hayes sieht.

„Un du de Sunn," antwortet er und läßt ihr hellblondes Haar durch seine Finger gleiten.

Die Weiden beugen sich tief übers Wasser, worin das feine Bild der beiden jungen Menschen sich spiegelt.

Sie sitzen in scheuer Beklommenheit noch eine Weile beieinander, ehe Haye frei wird und ihr alles erzählt. Er fängt zögernd an und zeigt ihr seine Jugendjahre

auf dem Hofe. Schön und bunt und reich sind die. Er wird dann lebhafter, ein Drängen hebt in ihm an — die See rauscht durch seine Geschichten. Und da weiß Helge es: ihr Liebster ist dem Meer verfallen. Sie wird bange, schmiegt sich an den großen Jungen heran, und nun sind sie in ihren Wünschen und Hoffnungen eins. Sie gehen auf weiten, hellen Wegen. Sie sind miteinander in fernen Ländern und Zeiten. Sie sehen hinauf an riesigen weißen Segeln und träumen von tiefen Nächten überm Meer und von hellen Tagen überm Land, wenn das Schiff im Hafen liegt.

Helge ist von blühenden Weidenzweigen umgeben. Und da sagt sie träumend: „Ick weet, mien Vadder lett mi nich in de Marsch, Hayejung. Du warst nah See gahn, un ick müch am leewsten in 'n deepen Slap fallen."

„Ick hal di — ick hal di, Helge! Ick weck di up — — un wenn hunnert Johr dortwischen kamen, ick weck di!"

Da fiel ein Stern vom Himmel.

Sie stehen auf und wandern zurück. Eine seltsame, fremde Freude ist in ihren jungen Herzen. An der Wegscheide gehen sie rasch voneinander. Das Mädchen hat die Hände gefaltet und staunt mit großen Augen hinaus in die Nacht, die den Liebsten ruft und die mit tausend hellen Sternlichtern seinen Weg erleuchtet. In der Luft ist ein verhaltenes Singen; fernher kommt das wunderliche Wort wieder: . . . ick hal di — — un wenn hunnert Johr dortwischen kamen! . . .

Stumm vor Glück wendet sich Helge Heinen und geht hinein in die Dunkelheit von Wungelum.

Einen Tag, nachdem sie vom Hamkenshof mit Stangen und Nachtlicht auf der Suche nach dem jungen Bauern gewesen waren, lief die Kunde von Hof zu Hof und von Deich zu Deich: „Haye Hamkens is weglopen!“ Und das häßliche Grienen stand wieder auf. Wenn der Deichvogt sich irgendwo blicken ließ, dann steckten sie die Köpfe zusammen und kamen auf die Rede des Pastors zu sprechen, der so furchtbar vorbeigegriffen hatte mit seinem Gleichnis vom Feuer, das aufflammen sollte vom Hamkenshof. Oder sie stießen mit den Punschtassen an: „Prost, Köm hett mehr in sick as Water!“

Hinne Hamkens fiel in eine heiße Verzweiflung hinein. Erst hoffte er mit seiner Metta noch, daß der Davongegangene jeden Tag wiederkommen könne.

Aber dann kam ein Brief aus Hamburg mit der Meldung, daß er auf einer Dreimastbark angemustert sei. Sie möchten ihm vergeben — aber er könne nicht anders. In einigen Jahren hoffe er wieder zu kommen, und dann wolle man weitersehen.

Metta Hamkens ist seitdem eine stille Frau geworden. Sie hat Augen bekommen, die immer an den fernen Sohn denken. Und ihre Nächte sind voll von Weinen. Der Bauer aber stand erst noch breit und fest auf seiner Scholle, ließ sich nichts ankommen und nichts abdrücken und warf den Pflug trotzig in das dampfende Land.

Ganz allmählich erst bekam die Not ihn unter.

Und eines Abends ging er zu Heme Deysen, der in seiner besten Stube einen Schenktisch aufgestellt hatte, und verlangte einen Teepunsch. Heme sah den Vogt fast erschrocken an, ging dann aber schweigend hinaus in die Küche und kam mit zwei dampfenden Tassen

wieder. Während die Männer sich gegenüber saßen und bedächtig den Punsch umrührten, sagte keiner ein Wort, denn sie fühlten wohl beide die beklemmende, heiße Not des Augenblicks.

„Na, up dien Sundheit, Diekvagt," sagte der Wirt.

„Man much dat Leben am leewsten wegsmieten, Heme," entgegnete bitter der Bauer und trank dann den Punsch mit einem Zuge aus. Im selben Augenblick sah er den Totengräber zur Kirchwarft hinübergehen. Da fiel ihm sein Wort am brennenden Hause von Lorenz Lorensen ein; er wurde blaß und unruhig, stand auf und ging hinaus, nicht achtend auf die Einladung des Wirts, doch noch ein wenig zu bleiben.

Es kamen nun Wochen, wo der Bauer sich vergrub in Grübelei und Scham. Es kamen Tage, wo er alles Schwere abwarf und wo er versuchte, wieder ein froher Mensch zu werden. Aber er zwang es nicht. Und so stand die Zukunft drohend und dunkel über dem Hof in der Marsch. Was hatte das Werken für einen Sinn, wenn man nicht wußte, für wen? Was sollten die breiten Fennen und der hohe Viehstall, wenn man doch eines Tages alles in fremde Hand geben mußte? . . .

So weit war der Deichvogt gekommen in seiner festen, geraden Art. Aber nun ging's nicht weiter. Nun fiel er entweder hinein in die Trunksucht, um sich den Zorn und die Not vom Herzen zu brennen, oder er wurde ein stumpfer und müder Mensch, ein mutloser Mann, dem nichts mehr rechte Freude machte. Der große stolze Hof ging auf jeden Fall zurück. Eine tiefe Dunkelheit lag über dem Haus am Deich. Und die Menschen darin wußten nicht mehr, wie sie zurechtfinden sollten.

— — — — — — — — —

Da stand in der Nacht zum ersten Februar der Südwestwind auf, lief von der Schelde bis nach Jütland die ganze Küste entlang, rüttelte die Menschen auf und fing an zu predigen. Er sprach also:

„Ihr kleinen Menschen, höret zu. Da habt ihr Deiche gebaut so hoch, daß ihr nicht mehr darüber hinwegsehen könnt. Und nun sitzt ihr in eurer Sicherheit und seid kurzsichtig geworden. Viele von euch wissen nicht einmal mehr, wo die Windseite ist. Paßt auf, ich zeige sie euch!“

... Sausend fuhr der Südwest über die Deiche, warf sich in die tiefe Weite der Marsch, hielt im Laufen jäh inne, stand am 2. Februar draußen im Watt und rief:

„Seht ihr, wie ich springen kann! Hört ihr meine Stimme?! Ich sage euch: lange vor euch war ich da, lange nach euch werde ich sein! Ich bin des ewigen Gottes Sendling. Seine Kraft ruht in mir, sein Wille gebietet meinem Lauf. Mit kleinen Dingen rechnen wir nicht. Eure Not ist nicht unsere Not. Wir kommen aus der Ewigkeit und wir gehen in die Ewigkeit. Uns gehorchen die Wellen und Wolken, und vor uns beugen sich die Eichen.“

... Heulend stob der Sturm daher, jagte die Westsee aus dem Schlaf, bog die Bäume auf die Erde herab, stand am Morgen des 3. Februar mit einem Heer von Millionen Streitern oben auf den Deichen und schrie:

„So — — nun komme ich, nun komme ich! Nun zerbreche ich eure Häuser, nun jage ich euch in die dunkle Nacht hinaus, nun will ich sehen, was ihr wert seid. Ich lasse eure Sorgen und euer Glück schwimmen, ich will euren Streit schlichten und euren Neid

ersäufen, ich will euch klein machen, damit ihr groß werdet. Wröger will ich sein von Jütland hinunter bis zur Schelde. Denn ihr habt eure Seelen eingedeicht, habt die Schwingenkraft verloren, die man haben muß hier draußen am Wasser. Ich will euch helfen! Ihr sollt Stand und Namen vergessen, sollt nackt und bloß vor den Thron des Ewigen kommen, denn sein ist die Macht und wir sind ihm untertan vom Anfang bis zum Ende!"

... Schwarze Wolken zogen herauf über das Meer und zerstoben wie taumelnde Vögel. Berstend, brechend, jagend raste der Orkan daher. Das Meer aber stand auf! Es schüttelte zunächst den gewaltigen Leib wie ein Tier, das erwacht. Es schlug mit den Flossen und stieß schnaubend das Wasser nach allen Seiten. Und dann erhob es sich mit ungeheurem Gebrüll. Ein tiefes Rauschen und ein dumpfes Gurgeln lief vorauf, ein hohes Heulen kam nach, und ein Donnergrollen stieg empor, als wenn die Welt sich aus den Angeln heben wollte. Riesen, Titanen, Ungeheuer warfen sich Häuser zu, zerbrachen Deiche wie Spielzeug, drückten Menschen ins Wasser und hielten sie solange unter, bis sie stille waren, rissen die Erde auf und ließen selbst die Toten in den Särgen nicht einmal in Ruhe ...

Ach, was waren die kleinen Menschenstürme um Glück und Liebe *hinter* den Deichen gegen diesen Flutsturm von außen her! Da hatte man sich gesorgt und gestritten um das Stück Brot in der Hand — und nun zerschlug die See die wertvolle Ackerscholle und riß das Korn aus den Scheunen! Da war man uneins geworden wegen einer Liebe, die über den Deich weglangen wollte — und nun erwürgte der Wassertod die

jungen Menschen in Massen! Da stand man gegeneinander auf wegen einer Fenne Land, die man nicht klug genug verhäuert hatte — und nun war alles eine Wüste und ein Grab!

Aber so ist es: Erst zu Stücken muß das Schicksal die Menschen schlagen, ehe sie wissen, was sie sind und was sie können.

Der zweite Teil

Heimgefunden

Ich habe manchen langen Tag durchirrt.
Die Wege waren alle ohne Ende.
Wonach ich ging, war Traum nur und Legende,
War gläsern Truggebild und ist zerklirrt.

Die Weite floh vor mir, wohin ich ging,
Durch bunter Länder bilderreiche Schau.
Das Glück lag immer hinterm Ferneblau,
Das zu erwandern ich mich unterfing.

Nur Sehnsucht ward mir bittersüßes Glück.
Nun steh ich rastend an der Straßen Wende.
Die Wege waren alle ohne Ende
Und führten alle in mich selbst zurück.

Hans Ehrke.

VII.

> Großväter zählt ein jeder zwei,
> Der Urgroßväter sind's schon vier,
> Draus einfach zu erkennen sei:
> Aus Volkestiefen stammen wir.
>
> Peter Schnellbach.

Und die Zeit ging. Stunde zu Stunde, Tag zu Tag, Mond zu Mond, Jahr zu Jahr . . . Auf und ab zwischen Wohlstand und Armut, zwischen Blühen und Vergehen, zwischen Gebären und Sterben ging die Zeit. Eine gewaltige, aus allen Tiefen strömende Kraft bewegte sich darin aufwärts.

Hundert Jahre stehen nach der verheerenden Sturmflut bald wieder über dem Uthland. Sie haben ein hartes Gesicht, diese Jahre, denn sie sahen die Flammen lodern, stiebend mal und haushoch, mal ruhig und still wie Kerzenlicht — ewig wechselnd, aber lebendig bis in die heutige Zeit. Sie sahen aus der Schlammwüste nach der Flut langsam den Willen zu neuem Leben sich aufrecken.

Denn das Pendel der Ewigkeit steht nicht still . . .

Die Deiche brachen, das Land ging unter — was tut's! Heute liegen die hohen Wälle wieder gegen die See, nur noch fester und trotziger den reichen Rest schirmend, der blieb.

Die Kirchhöfe taten sich auf und ließen die Toten heraus, die Lebenden aber riß die See ins Grab — was tut's! Heute sitzt ein neu Geschlecht unter den Strohdächern der Marschlande, nur noch fester und

trotziger den breiten Rücken gegen die Wand gestemmt.

Das Pendel der Ewigkeit steht nicht still . . .

Der Hamkenshof liegt noch auf seiner alten Stelle; nur die See ist etwas näher an die Warft herangekommen, und das Ackerland hat sich in Weiden verwandelt, soweit es nicht draußen als Watt liegt und der Flutstrom darüber hinrauscht.

Eben ist die Sonne über die hohe Geest heraufgestiegen, und ihr Schein steht hell auf dem Hoftor. Der Spruch in Eichenholz, den ein längst verstorbener Hamkens anbringen ließ, ist verschwunden, denn die schwere Tür wurde erneuert und trägt nun den festen Friesengruß:

RUEM HART — KLAAR KIMMING.

Weites Herz und klarer Blick sind dem Friesenvolk seit jeher das Beste.

Wenn man zur Kirchwarft hinübergeht und die Familiengrabstätte der Hamkens aufsucht, muß man über vier Gräberpaare wegschreiten, ehe man zu dem verwitterten Stein kommt, auf dem zu lesen steht:

Allhier ruhen die sterblichen Gebeine
des weyland wohlachtbaren Deichvogts
HINNE HAMKENS
und seiner getreuen Ehefrau
METTA HAMKENS.
Es wird gesäet verweslich, es wird auferstehen
unverweslich.

*

Aber laßt uns zu den Lebenden zurückgehen.

Die Sonne ist inzwischen zwei Schritt weiter nach Westen gekommen, hat das eine Fenster der Döns er-

reicht und wirft ihren schmalen Schein auf ein eigentümlich ergreifendes Bild: In dem Wandbett, dessen Schlagtüren weit offen stehen, liegt eine blonde Frau. Sie ist im Gesicht schmal und weiß. Die dicken Flechten ihres im Frühlicht seltsam aufleuchtenden Haares sind wie ein Rahmen um die bildhaft klaren Züge. Die Augen hält sie geschlossen, so daß die langen Wimpern wie zwei Striche aussehen, die das Weiß des Gesichts noch heller machen. Im Arm hat die Frau ihren Jungen, der diese Nacht zur Welt kam. Ganz heilig still ist's in der Stube.

Nun hebt die Frau langsam die Lider, und ihre großen grau-blauen Augen bleiben mit einem warmen Blick an dem hellen Kopf des Neugeborenen haften. Gott im Himmel, wat weer dat swor, denkt Seike Hamkens. Sie drückt das kleine Menschenkind an ihrer Seite noch fester und inniger an sich. Du lütt Jung, du lütt Sleef, wat heß du mi wehdahn! Und dann sinnt sie weiter, die junge Mutter. Was würde wohl aus dem da? Ob er breit und hoch aufwachsen würde . . . Ob er den sturen Sinn seines Vaters mitbekommen habe . . . Ob ein Koogsbauer in ihm säße, ein ganzer, der die Stelle hütete und mehrte . . . oder sollte auch etwas von der Träumernatur seiner Mutter in ihm sein? . . . Man weet nix, denkt die Bauersfrau. Und dann legt sie die Finger kreuzweise ineinander und betet still und bewegt ein Vaterunser in sich hinein. Sie weiß in diesem Augenblick kein schöner und heiliger Dankgebet. Eine gesunde Mutterliebe steht in ihrer Seele auf. Sie hat ein wundersam weiches und warmes Licht in den Augen.

Da kommt der Bauer in die Kammer. Der Schein der Sonne fällt gerade in sein Gesicht, so daß die

harten Züge milder und freundlicher werden. Die halbe Nacht ist er draußen am Deich gewesen, wo die Schafherden weiden, und wo er gerne hinausreitet, wenn der Schlaf ihm nicht kommen will. Jetzt tritt er ans Lager:

„Weer 'n harde Nacht för di, Seike."

Die Angeredete sieht ihn nur groß und glücklich lächelnd an, wobei der scharfe Strich am Mund sich leise fortstiehlt. Und dann hebt sie das Kissen und deutet auf den Knaben: „Wat 'n Wunner, Heme — süh, he hett dien Kopp."

Der große, kantige Koogsbauer fährt mit der Hand ungelenk und scheu über das Haar seiner Frau, sieht den Erstgeborenen verwundert an und sagt: „He schall Hinne heten. Uennerwegs heff ick mi dat öberleggt. Siet hunnert Johr sitt keen Hinne mehr up Hamkenshoff."

Gleich nachdem er dies gesagt hat, geht der Bauer aus der Stube; seinem Wesen liegt es nicht, in Rührseligkeit zu verfallen. Quer über die Fennen schreitet er zur Kirchwarft und meldet bei Pastor Jakobs die Geburt eines Sohnes an. Als der Geistliche den Koogsherrn zum Sitzen nötigen will, sagt dieser: „Danke, Herr Paster, ick blief stahn." Und als die erforderliche Schreibarbeit erledigt ist, fragt Heme Hamkens unvermittelt: „Wöllt Se nich mal nahsehn in de Karkenböker, wer vör hunnert Johr up Hamkenshoff seten hett, Herr Paster?"

Der Seelsorger tritt an einen alten Eichenschrank heran, sucht eine Reihe Bücher ab und kommt dann mit einem ganz vergilbten Band, den er vor Heme Hamkens aufschlägt: „Hier is dat Karkenbook vun Paster Magnus Wollisen, de um 1800 herüm hier

Preester west is. Lat uns mol sehn, wat he vun Hamkenshoff schreben hett.“ Er blättert hin und her, liest hier eine Stelle und dort eine und hält dann den Zeigefinger auf Seite 261, wo geschrieben steht:

„Die Hamkens sitzen hier Jahrhunderte lang schon in der Marsch. Ihr Hof ist einer der besten und reichsten rundum, denn es sind stille, strebige Menschen. Als ich mein heiliges Amt hierselbst antrat, war Hinne Hamkens Herr des Hofes; er war noch unbeweibt, und die Töchter des Landes sahen nach ihm aus, denn sein Ruf als redlicher Mann ging weit, und zudem war er Deichvogt der Uhlebüller Harde und ein Mensch, der sich den Trunk abschwor bei einer großen Feuersbrunst auf Lornsenwarft. In der ganzen Marsch gab es ein großes Aufsehen, als Deichvogt Hinne Hamkens die Wirtstochter Metta Melfsen aus Uhlebüll zu seinem Weibe machte und mit ihr die ungewisse Reise ins Leben antrat. Solches war hier in den Uthlanden unerhört, denn fast alle Koogsherren und Participanten freiten im eigenen Stamm, wodurch allhier eine betrübliche Inzucht entstand, die viel Gebrechen und geistigen Niedergang hervorrief und das Friesenvolk schwächte und klein machte. Ich habe deshalb bei der Kirchentrauung dieses stattlichen Paares mit Absicht über das merkwürdige Wort des HErrn: „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; Was wollte ich lieber, denn es brennete schon!“ von der Kanzel herab gesprochen und der Gemeinde damit meine klare Ansicht über ihre sinnlosen Blutsehen beigegeben. Freilich hat der Hamkenshof nachher nicht das gehalten, was ich voraussagte, denn wohl

wurde der Metta Hamkens ein Sohn gegeben, aber er war ein wunderlicher Mensch, der den sicheren Pflug des Vaters mit der unsicheren Planke des Meeres vertauschte und dadurch viel Unheil und Betrübnis auf die Stelle seines Namens lud. Der Deichvogt brach darüber sein Gelübde und wurde ein Trinker, wodurch der durch die große Wassersflut 1825 schon stark mitgenommene Hof ganz heruntergewirtschaftet wurde und nahe an die Confiskation geriet, bis eines Tages besagter Sohn, namens Haye, heimkam und die Stelle übernahm. Er ist lange Jahre ledig geblieben, und man sagt, daß er eine heimliche Braut drüben auf der hohen Geest hatte, die aber gestorben oder doch verschollen war, als er von seinen Seefahrten zurückkehrte. 1836 hat er der tugendsamen Sabbe Maria Onkens von Hilligenlei auf Nordmarsch die Hand fürs Leben gereicht, und diese stille Ehe ist mit sieben Kindern gesegnet worden. Haye Hamkens ist aber, so lang ich denken kann, ein abseitiger wunderlicher Mann gewesen, der jedoch durch großen Fleiß und völlige Trinkfeindschaft den Hof wieder zu ansehnlicher Blüte emporbrachte. Bei der Taufe seines ersten Knaben habe ich nochmal über dasselbe Wort geredet, das damals bei der Hochzeit die Gemüter so arg erregte. Diesesmal hat die Gemeinde den Weg besser gesehen, den ich zeigte; denn die Not im Marschenlande war groß geworden nach der schreckhafften Sündflut von 1825."

Pastor Jacobus Jacobs hält inne und sieht den Bauern an. Der sitzt mit weiten Augen und ist mit seinen Gedanken in der Vergangenheit. „De Jung schall Haye heten, Herr Paster," sagt er dann. „Man

weet nich, wat de Herrgott mit een vörhett, aber mi dünkt, de erste Haye Hamkens is in sien Ort keen ringe Holt west. De Hoff steiht hüt fast un säker."

Und als der Koogsbauer am Abend wieder vor seinem Weibe stand, da sagte er einfach und fest: „Ick heff bi 'n Paster uns' Familiengeschich ut 't Karkenbook hört. Wi wüllt den Jungen Haye nömen." Mehr wurde darüber nicht gesprochen, und so stand wieder ein Haye Hamkens auf der Marscherde. Das heißt, vorläufig lag er noch klein und hülflos in der Holzwiege, die allen Hamkens das erste Bett gewesen ist, und man konnte nicht wissen, ob er bange und duckig durchs Leben laufen oder ob er breitbeinig und wagig auf der Scholle stehen würde, aus deren Tiefe eine Kraft strömt, unaufhaltsam zwischen Wachsen und Vergehen, zwischen Gebären und Sterben.

*

Als im Frühjahr die Sonne lockend vom Himmel schien, da trug Seike ihren Knaben durch die milden Tage. Er hatte wieder die verwunderten Augen der Hamkens. Sein Wachstum dagegen war nicht ungewöhnlich, und er blieb vorerst ein schmales, feinschulteriges Geschöpf. Wenn die Mutter mit ihm unter der hundertjährigen Eiche vorm Hoftor stand, sah man, wie stark und langlebig ein gesunder Baum ist gegen das Menschengewächs, das doch so wunder meint von sich und seinem Leben . . . Nur sein Geist hatte von früh auf etwas waches und weites. Eher als seine Altersgenossen konnte Haye lesen und schreiben; eher als sie sah er die Sterne am Himmel und hörte er die Stimmen aus der Tiefe. Aber er blieb bei alledem

ein stiller, merkwürdiger Junge, ein Träumer und Wunderlicher, der sich nicht so schnell zurechtfand, und dem das Staunen über die Dinge des Daseins auch nie recht aus dem Sinn gekommen ist.

Es war ja auch täglich die ganze warme Fülle des Lebens der Marsch um ihn. Da war die stetig wechselnde Natur mit ihren Freuden und Leiden, mit ihrem ewig strömenden Reichtum an Erleben und Ahnen. Die dampfenden Aecker im Vorfrühling, die reifen Felder im Sommer, die nebelschwere Tiefe im Herbst, die glasklare Weite im Winter. Da waren die fließenden Priele, die stillen Teiche, die fischreichen Gräben. Da war die nahe See mit ihrem gewaltigen Atemzug von Ebbe und Flut, mit ihrem weißen Sand im Sommer, mit ihren knisternden Eisschollen im Winter. Da war der ungeheure Himmelsdom mit seinen wandernden Wolken, mit seinen tiefen Farben, mit seiner erstaunlich reichen Schar von ziehenden Wildvögeln, singenden Lerchen und schwingenden Möven, mit seinem Windwunder, das leis und lau sein konnte wie streichelnde Hände oder laut und hart wie die Faust eines Riesen. Da war das schwarze Moor mit seinen geheimnisvollen Tiefen und seinen dumpfen Unheimlichkeiten. Und die Heide war da, sommers ein Blütenmeer voll Immensummen und Sonnengeflimmer, winters eine weiße Schneedecke oder nach Ueberschwemmungen ein spiegelblanker Eisparkettboden, auf dem der Segelschlitten hinflog wie ein Schiff unter vollem Leinen. Da war der in lebendige Farbengewänder gehüllte Morgen, der blaue Tag, der rote Abend, die silberne Nacht. Heute rauschende Regenflagen, daß man mit den Enten wetteifernd waten konnte; morgen strahlende Sonnenflut,

die hinauslockte in Garten und Feld. Heute im Gewitter die Pferde zur Schwemme geritten, morgen im Sturm den Strand abgesucht nach Wrackstücken und seltsamem Bergungsgut. Tagelang dem Hecht in den Gräben oder der Scholle und den Porren im Watt nachgestellt, im Winter den Kreihen aufgelauert, im Sommer den Austerfischern und Möven. Mit den jungen Pferden in die Wette gelaufen auf den grünen Fennen, mit dem Kater Streit angefangen, mit den Wieseln Krieg geführt, mit den Kaninchen und Enten gespielt und getollt. Jedes Röhricht ausgekundschaftet, jeden Vogel belauscht, jeden Baum erstiegen, jede Frucht probiert, die eßbar schien. . . . So stehen sie alle dort oben, die Jungs und Deerns der Uthlandsmarsch, tief, tief mit beiden Beinen in der Heimatscholle; alles, was sie tun und denken, ist gleichsam mit Erde vermengt.

Und was sie nicht draußen erleben und mit wachen Sinnen in sich aufnehmen, das ist mit eindringlichem Wesen bei ihnen im engen Kreise der Häuslichkeit. Sie sehen, wie die Garben gedroschen, das Korn gemahlen, das Mehl gebacken, das Schwarzbrot geschnitten wird. Sie helfen die Wolle scheren, sehen das Kratzen und Spinnen, das Weben und Färben. Und ihre Kleider macht die Mutter selbst auf dem großen Klapptisch, wenn nicht der Schneider aus Uhlebüll geholt wird, der dann mit merkwürdig unterschlagenen Beinen auf dem Tische sitzt und das Webzeug zusammennäht. Sie sitzen beim Schuster, der durch eine Glaskugel das Licht vermehrt; sie sind beim Schmied, der den Pferden die eisernen Schuhe an die Füße nagelt; sie stehen beim Zimmermann, wenn er einen Sarg macht, und sie helfen dem Pastor und

Küster singen, wenn ein Toter zur letzten Ruhe gebracht werden soll. . . . So leben sie alle dort draußen, die Deerns und Jungs des Friesenvolkes. Sie wachsen rank und rüstig auf wie ein Feld voll grüner Bohnen, die sich aneinander halten und sich hochrecken, damit sie alles gewahr werden und Sonne kriegen und Regen zur rechten Zeit. Und wenn der Herrgott mit einem wie Haye Hamkens etwas besonderes vor hat, dann sieht so ein heranwachsender Junge alles noch viel schärfer und verwunderter.

Hin und wieder standen die Alten still und wunderten sich über ihren Jungen. So einmal in der Dreschzeit. Sonst waren immer dänische Drescher geholt worden, wenn im August der Weizen und Roggen geborgen war. Die Lehmdiele der Scheuneneinfahrt hallte dann Wochen lang wider vom Klapp-Klapp der Dreschflegel. Bis Martini mußte das Korn in Säcken stehen, und dann nahmen Sören und Jepp ihre schweren Dreschhölzer auf den Nacken und zogen über den festen Wall nach der Geest hinauf. Das Handdreschen war notwendig, solange zur Bestickung des Seedeichs das Stroh gebraucht wurde. Als das aufhielt, blieben auch die dänischen Drescher fort.

Wieder war ein segenschwerer Sommer in der Marsch gewesen. Die Wagen wuchteten die goldene Last in die Scheunen. Da stand eines Morgens, als Haye ins Freie trat, ein merkwürdiges Ding von riesenhaftem Ausmaß vor der Scheunentür. Schräg herauf liefen Treppenstufen in einen hohen Kasten hinein, Ketten und Zahnräder saßen rundherum, und hinten war ein Anhänger mit Klappen und Sieben. Noch ehe der kleine Haye herausbekommen hatte, was

das für ein Ungetüm sei, wurde Lieschen, die alte geduldige Stute, herangeführt und in den schrägen Kasten hineingezogen. Als sie ganz darin stand, sodaß der Kopf überweg sah, drehte der fremde Mann, dem die Maschine gehörte, ein Rad, und auf einmal fing die Treppe im Kasten an, sich zu bewegen. Lieschen lief mit, sonst wäre sie ja zu Fall gekommen, denn die einzelnen Stufen rutschten ihr unter den Hufen fort. So trat das Pferd die Maschine in Gang, und gleich begann der ganze Räderkram zu laufen, Korngarben wurden in das offene Maul des Wunderwagens geschoben, ein mächtiges Geklapper setzte ein, und hinten lief das reine Korn in den Sack. „Dunner, wat 'n feinen Döscher!" rief Haye erstaunt und konnte sich nicht sattsehen an der mächtigen Dreschmaschine. Als er dann aber nach vorne kam, sich wunderte über das Pferd, das ununterbrochen lief und doch keinen Schritt vorwärts kam, da wurde er nachdenklich. Lieschen war bald schweißgebadet, ließ den Kopf hängen und sah mit merkwürdig traurigen Augen aus ihrem Fronkasten heraus. Haye ging still zur Schule, kam mittags gleich wieder auf den Hof, und als das Pferd immer noch die Treppe hinan stieg ohne zum Ziel zu kommen, da faßte er den fremden Mann an und sagte zu ihm mit zornigen Augen: „Du büß wull de Düwel, dat du uns' ol Lieschen so quälst."

Der Mann lachte und antwortete: „Denn möt wi d i man mol in den Kasten setten, Lieschen kann denn solang utruhn." Er hob dabei den Jungen hoch und tat, als ob er ihn in das Getriebe setzen wollte. Da schrie Haye auf und grub seine kleinen Hände so tief in das Haar des bösen Mannes, daß dieser Mühe hatte, den Jungen loszukriegen.

Alles lachte. Nach Feierabend fand die Mutter ihren Knaben im Pferdestall, wo er Lieschen einen großen Korb Extrahafer vorhielt. Da nahm Seike Hamkens lächelnd ihren Jungen bei der Hand, strich ihm über den Kopf und dachte: „Blief so, as du büst, mien Haye.“

*

Als Haye sechs Jahre zur Schule gegangen war, nahm der Vater ihn an einem sonnenschönen Maitag einmal mit ins Moor. Das wurde eine große kühne Fahrt für den Jungen. Sie bestiegen den Wagen schon vor Sonnenaufgang, denn der Weg war weit, und der Bauer wollte rechtzeitig zurück. Der helle Tag wärmte das Herz der Beiden mit tausend leuchtenden Strahlen. Als sie am Rohrsumpf vorbeikamen, trommelten die Wasservögel in unsichtbarem Chor, ein Storch kam von seiner Auslandsreise zurück, die Lerchen sangen den Morgenchoral. Von den tiefen Wiesen herauf zog ein feuchter Duft, und im steigenden Nebel schwammen die Koogshöfe wie ferne Inseln und hohe Burgen. Sie kamen dann in die weite Einsamkeit, die sich dehnte ins Endlose schier unter der großen blauen Glasglocke des Himmels. Der Junge hatte tausenderlei Fragen, und der Bauer freute sich heimlich über den wachen Geist seines Erben. Er sah ihn schon pflügen und säen, lachen und leben. Mit frohgemuten Worten schloß er ihm weite Türen der Zukunft auf. Gegen Mittag erreichten sie das wilde Moor, wo Heme Hamkens seine Torfstelle hatte. Als sie dort nach dem Rechten gesehen hatten, fuhren sie zur Moorkate, die von weitem herübergrüßte. Klement Ketelsen, der „Moorkönig“,

wie sie ihn nannten, saß vor der niedrigen Tür seines Sodenhäuschens, rauchte ruhig seine Pfeife und stand erst auf, als der Bauer vor der Hütte hielt.

„Dagg, Klement,“ sagte der Bauer, „wie geiht noch?“

„Ick verlang 't nich slechter,“ war die trockene Antwort des Alten, der die Tür aufschlug, als wenn er sagen wollte: kumm neeger! Da sprang Hamkens vom Wagen, hing den Pferden einen Hafersack vors Maul und ging mit seinem Jungen dem alten Mooreinsiedler nach in die Hütte hinein. Drinnen war es klein und niedrig, aber die wohltuende Sauberkeit verriet eine ordentliche Hand. In den winzigen Fenstern standen blühende Geranien, ein Singvogel saß im Holzbauer und hielt betroffen mitten im Liede inne, als die fremden Leute hereinkamen. Vor dem offenen Kamin, auf dem im Eisendreizack der kupferne Kessel hing, lag ein weißer Schäferhund, der nun knurrend den Kopf hob, aber gleich still wurde auf das Wort seines Herrn.

„Hier lett sik ok leben,“ begann der Bauer, nachdem er sich gesetzt hatte, während Haye verwundert in der Tür stehen geblieben war.

„Jede Boom söcht den Grund, Bur, wo sien Wötteln am besten Holtfast hebb'n,“ erwiderte der Alte und sah dabei mit großen Augen über das Moor.

„Du heß doch noch Hölp?“ fragte Hamkens nach einer Weile, sich umsehend in die Sauberkeit des Raumes.

„Mien Dochterkind is bi mi.“ Und nun erzählte der Alte in seiner wortarmen Art, daß seine Tochter in Giedebüll auf der Geest vor fünf Jahren an der Auszehrung gestorben sei. Da habe er das sieben-

jährige Kind, das von einem Bauernsohn aus Wungelum stamme, der um seinen Hof gekommen sei, weil er die arme Moordeern heiratete, zu sich genommen.

Als sie noch so sprachen von diesen fernen Dingen, kam das Mädchen über die Heide.

„Kerrin," rief der Alte, „wi hebbt Besök ut de Koog. Mak gau 'n Tass Tee."

Da trat Haye Hamkens zur Seite, und Kerrin Heinen stand in der Tür.

. . . Die Geranien in den Töpfen hoben zitternd die Blüten, die Sonne durchströmte die kleine Stube mit ihrem hellsten Licht, durch das offene Fenster klang eine ganz ferne wundersame Melodie, die wie leises Orgelspiel war und doch wohl nur aus einer kleinen Lerchenkehle kam . . .

Mit gesenktem Blick ging das Mädchen zum Kamin. Man sah seine ranke Gestalt, und man sah die blonde Flechtenkrone auf dem feinen Kopf. Sie schürte das Feuer und trat dann erst zu den Gästen, um ihnen die Hand zu geben.

„De Bur vun Hamkenshof," sagte Ketelsen und wies mit der Hand auf diesen. Ein paar große graublaue Augen sahen den Bauern an. Der sagte nur: „Dagg" und fing gleich mit dem Alten wieder ein Gespräch an. Kerrin wollte nun dem Jungen die Hand geben. Dieser stand aber heiß und wirr und beklommen am Fenster.

Da ließ sie es und ging hinaus.

Es wurde nur eine ganz knappe Zeit, daß der Bauer mit seinem Sohn in der Stube bei dem Einsiedler saß. Sie tranken den heißen Tee schnell herunter, der Koogsherr besprach mit dem Alten noch

einige Kleinigkeiten vom Torfstechen, und dann fuhren sie ab. Haye saß still neben seinem Vater, der sich noch einmal umdrehte und lachend zurückrief: „Lat di de Kron man nich nehmen, Moorkönig!“ Als Haye sich umwandte, sah er den Kopf des Mädchens im offenen Fenster inmitten der glühenden Geranien. Da wollte er die Hand heben zum Abschied, aber eine fremde seltsame Kraft hielt ihn fest, und seine Augen wurden naß, ohne daß er wußte, warum. Den ganzen stundenlangen Weg zurück war er sehr still, und der Bauer sagte nachher zu seiner Frau: „De Jung is wunnerlich week. Dor giff't noch Arbeit.“

Von der hohen Geest bis zur tiefen Marsch lief an diesem Abend wieder ein heller eigentümlicher Schein. Der Herrgott hielt seine große gütige Hand wohl immer noch über den kleinen Menschen dort unten. Sein Wille geschah im Himmel und so auch auf der Erde.

VIII.

Daß aber dem aufwachsenden Jungen die harten Seiten des Lebens unmittelbar nahestanden, sollte er bald merken. Dem Erstling Haye war nach einigen Jahren ein zweiter Knabe gefolgt, den die frohen Eltern auf den Namen Jürgen taufen ließen. Es war ein außerordentlich kräftiges Kind, das seiner Mutter viel Not gebracht hatte. Ungewöhnlich schnell wuchs es heran, wurde breit und stämmig und holte trotz des Altersunterschieds den schmalen Haye ein, der zwar geistig dem Bruder weit überlegen blieb. Mit diesem Wachstum des Zweiten war es aber ein eigen Ding insofern, als die Mutter all ihre Kraft dem Jungen mitgegeben zu haben schien. Sie wurde klein und schwach; sie kränkelte viel, und der Bauer holte mehr als einmal den Doktor, der wohl klopfte und horchte, sich aber sonst nicht viel ausließ über den Zustand der Bäuerin.

Die großen hellen Stuben und Pesel auf Hamkenshof wurden allmählich stiller und dunkler. Seike Hamkens lag viel im Wandbett, hatte schmale Wangen und müde Hände, und ihr wundersam innerliches Lachen klang fast garnicht mehr durchs Haus. Die beiden Knaben saßen dann beklommen in einer Ecke und wagten nicht zu sprechen. Der Bauer war mit einer rührenden Liebe bei seinem Weibe, tat froh und unbekümmert, aber wenn man ihn draußen sah,

hatte er traurige Augen und einen scharfen Zug um den Mund.

So kam schon früh in das Leben der Kinder auf dem Hamkenshof eine ernste dunkle Gewalt, die immer im Wege stand, wenn die Sonne zu Spiel und Lachen rief. Am schlimmsten hatte Haye es bei diesem drückenden Hinleben. Er war der Aeltere, mußte dem Bruder der Hüter sein und hatte doch eigentlich mit sich selber gerade genug zu tun. Denn seine Seele stand immer im Dunkeln und sah fragend hinaus ins Helle. Von klein auf war eine fremde innere Unruhe und eine heimliche Not, eine wunderliche Träumerei und eine leise Bangigkeit in ihm. Wenn einer mit ihm Spaß machte oder ihn in die Aufmerksamkeit anderer zog, dann weinte er gleich und lief fort. Er trauerte um jede tote Katze und um jeden Sperling, der vom Dache fiel. Er hatte ganz die weiche, leise, scheue Art der Mutter, und von dem sturen Mut, dem frischen Wind und der wachen Strebigkeit des Vaters fand sich vorläufig noch nichts bei ihm. Diese dumpfe, verwunderte Knabenseele war voll von uralten Kräften, die erst durch das Schicksal geweckt werden mußten. Vorläufig waren diese gebundenen Gewalten nur eine heimlich drückende Last und Beschwernis.

Viel besser und leichter kam Jürgen hoch. Gesund wie das Holz einer jungen Eiche schoß er in die Säfte, nahm die Sonne, wo sie stand, und den Wind, woher er kam. Als er seinen Bruder körperlich überholte, versuchte er auch geistig sich über den schweigsamen Haye zu legen; aber das gelang ihm nicht, denn des Aeltesten flinker Sinn stand in allem spielend über Jürgens starker, aber schwerfälliger und langsamer Wesensart.

Das Zusammenleben des harten Bauern mit seinem stillen Weibe war eigentlich auch eine Not von Anfang an gewesen, denn sie waren verschieden wie Feuer und Wasser. Als aber dann nach dem zweiten Jungen Seike Hamkens zu liegen kam und garnicht recht mehr in das Getriebe des großen Hofes eingreifen konnte, da merkte der Koogsbauer erst, was er an seiner schweigsamen einfachen Frau gehabt hatte. Im Grunde genommen war es in seiner Unberührtheit von allem Schmutz der Welt eben doch ein wahrhaft herrliches Weib, das nun als ein tapferes Opfer ihrer Mutterschaft schwach und müde im Lehnstuhl saß und sich oft wunderte wie rasch die Jahre gingen, und wie schnell die Kinder heranwuchsen.

Als der Vater damals mit dem Aeltesten vom Moor heimkam und sagte: „De Jung is wunnerlich week, dor giff 't noch Arbeit," da hatte Mutter Seike nachher Haye zu sich gerufen, hatte ihm lächelnd die Hand auf den Kopf gelegt und ihn geküßt. Das kam sonst nie vor, denn in Friesland kennt man keine übertriebene Zärtlichkeit zwischen Eltern und großen Kindern. Haye war ganz verlegen geworden und gleich in den Garten hinausgelaufen, weil die Tränen ihm in den Augen saßen.

Am folgenden Abend sprach Seike mit ihrem Mann über die Tagesgeschehnisse, und unvermittelt sagte sie auf einmal: „Haye ward nu dörteihn Johr. Wie denkst du över sien Wegg?"

Der Bauer saß einen Augenblick in schweren Gedanken versunken, dann antwortete er: „He is de Oellst, he schall den Hoff mol hebbn. Ober dor sitt keen Murr in den Bengel. Jörn is 'n ganz annern Jung. Haye is so drömig, he mutt mol vun 't Land,

dat he annern Wind üm de Näs' kriggt. So ward dat nix mit em."

Die Mutter schwieg. Und weil sie nicht wollte, daß der Bauer sich in Zorn hineinrede, fing sie ein anderes Gespräch an und bog geschickt dem Stein aus, der auf ihrem Fahrweg lag. Aber im stillen dachte sie doch viel an die Zukunft des Aeltesten, der ihrem Herzen am nächsten stand von den beiden Knaben.

*

Es kamen noch ein paar Jahre, wo das Glück je und je aus dem Fenster der Döns des Hamkenshofes herausschaute. Ein stiller warmer Schein war das. Es kamen freilich auch Tage und Nächte, wo der Südwest wieder über den Hof hinwegbrauste, daß die abgeschlagenen Aeste der Ulmen und Eichen gegen die Luken flogen. Und dieser Südwest von außen war doch noch nichts gegen die harten Stürme, die dort drinnen heimlich die Seelen erschütterten. Der Bauer mußte oft an das Chronikwort über den ersten Haye Hamkens denken: . . . ‚er aber war ein wunderlicher Mensch, der den sicheren Pflug des Vaters mit der unsicheren Planke des Meeres vertauschte und dadurch viel Unheil und Betrübnis auf die Stelle seines Namens brachte' . . . Das war — zum Henker! — wieder so mit dem Aeltesten. Nicht, daß er zur See wollte, nein — aber das war so ein weiches, wunderliches Holz, von dem man nicht wußte, wohin es wachse! Warum war der Jürgen nicht der Erstgeborene! Der warf jetzt schon den Pflug ins dampfende Land, taxierte das Vieh, wußte von Wind und Wetter, ritt das Hengstfohlen zahm und hatte die größte Entenzucht in der ganzen Marsch. Noch

ein paar Jahre, dann wuchs ihm der Bart, und seine Kraft stand auf und sah sich um, während der Erbe des Hofes bei den Büchern saß, ein Träumer war, schmale Schultern behielt und bange Augen. Nein, nein — so sollte es nicht kommen! Noch war er ja selber da, noch lag ein langes Stück frischen Lebens vor ihm, und er wollte so bald noch nicht aufs Altenteil.

Der Bauer stand im Garten und sann hinaus auf das wachende Land seines Besitzes . . . Ja, wenn er eine gesunde starke Frau gehabt hätte! Dann wäre diese ganze Not nicht gekommen. Aber immer die leisen Tritte in der Stube, immer die gedämpften Stimmen. Die Türen hätten weit offen stehen müssen, daß ein frischer Wind hereinwehe und die Menschen wecke zu starkem Tun. Statt dessen hinter geschlossenen Luken flackerndes Nachtlicht auf dem Tisch und warme Kruken im Bett. Nein, dabei konnte keine breite Kraft wachsen. Der Haye sollte fort. Irgendwo in einen großen Hofbetrieb in Holstein wollte er ihn stellen. Dann würde es sich ja zeigen, ob noch 'n Stück Bauer in ihm säße, oder ob er wirklich eine Gelehrtennatur habe und eine Weiberseele.

Als der Bauer während der nächsten Tage diesen Gedanken nachhing, geschah etwas, das alles Leben auf dem Hof herumwarf, wie wenn ein Bahnzug durch einen Hebelgriff im Weichenhäuschen auf ein andres Gleis gerissen wird.

Die Großmagd Trine Paysen, die dem Haushalt auf Hamkenshof vorstand, solange die Frau dazu nicht imstande war, kam gegen Abend in den Kuhstall gelaufen, wo Heme Hamkens das Abfüttern über-

wachte: „Bur, de Fru hett dat nich god, He mutt kamen!“

Hastig und bestürzt ging der Bauer hinüber ins Wohnhaus. Als er in die Döns trat, war das letzte warme Licht der Sonne dort. Zitternd stand es in dem Wandschrank und spiegelte sich in den silbernen Löffeln und buntbemalten Tassen. Die Bäuerin lag mit schmalem Gesicht, aus dem ein paar fiebernde Augen glänzten, auf ihrem Lager. Die langen, durchsichtig weiß gewordenen Hände hielt sie gefaltet, und auf ihren Zügen stand ein verhaltenes Lächeln; denn sie dachte an ihre Knaben und sah sie wachsen und werken und spielen. Der Bauer blieb verwundert an der Tür stehen, denn er hatte sich ein ganz anderes Bild von der Not seiner kranken Frau vorgestellt. Wie er aber nähertrat und sich zu ihr niederbeugte, da kroch ihm doch eine jähe Angst über den Leib; denn der Atem der Kranken kam rasch und heiß zu ihm. Seike löste die Finger und hob den einen Arm, aber er sank rasch wieder zurück. Da ergriff der Bauer die schmale, feuchte Hand und drückte sie fest an sich. Die Augen der Kranken hatten einen bangen Ausdruck, lösten sich nun aber langsam von der Starre und füllten sich mit einem milden, lieben Licht.

„Mien Deern, is di nich god?“ fragte der starke Mann, ohne zu wissen, was er sagte. Er beugte sich ganz zu ihr herab, und da vernahm er wie von weither nur das eine Wort: „Haye!“ Die Lippen der Frau bewegten sich, ohne einen Klang herauszulassen.

Eine wunderlich schwere Stille war in der Stube. Das Gesicht der Sterbenden erlosch ganz allmählich,

aber ein unsagbar lieber gütiger Schein blieb darauf, auch als der Tod die Augen zudrückte.

Der Bauer fiel stöhnend auf die Knie. Das klang, als wenn eine Eiche zerspringt unter der Axt.

Als die Leute kamen und die beiden Söhne an das Totenbett führten, ging der Bauer aus der Stube, ging hinauf an den Deich, stand dort mit stieren Augen, fühlte nicht, wie der Wind durch das Haar fuhr, sondern war inwendig ganz leer und ganz arm. Dat is 'n Slagg! Dat is 'n Slagg! dachte er nur immer.

Das Menschenleben war eine Not vom Anfang bis zum Ende.

*

Als sie Seike Hamkens drüben auf der geweihten Warft zur ewigen Ruhe gebettet hatten und dumpf und benommen in ihrem Schmerz zurückkamen zum Hof, standen dort die Fenster in der Wohnstube, wo die Tote aufgebahrt war, weit offen. Aber die Sonne kam doch nicht herein. Auf dem Hofe blieb in den folgenden Monaten eine kalte Leere und eine drückende Düsternis. Alle Dinge bekamen ein hartes Gesicht und alle Klänge eine Schärfe. Die Mutterhand fehlte überall. Die Männer standen sich fremd und oft sogar feindlich gegenüber. Jeder tat seine Arbeit zwar, aber es war keine rechte Freude dabei.

Haye grub sich ganz in die Bücher hinein, wenn er abends vom Felde oder von der Viehweide heimkam. Er hatte sich in seine Kammer eine schwere Eichentruhe setzen lassen, und wenn man den Deckel aufschlug, sah man die Buchrücken: Storms Werke, Fichtes Reden an die deutsche Nation, Hebbel,

Liliencron, dann Frenssens Jörn Uhl, Johann Hinrich Fehrs Maren, zwei Bände Goethe, Bismarck und die Bibel. Am Fenster, das hinaussah auf die weite Marsch bis nach Uhlebüll hinüber, stand ein Schreibtisch, roh gezimmert, mit schräger Platte. Der einzige Schmuck dieser nach frischem Schwarzbrot und süßem Heu riechenden Knechtekammer war die Sonne. Sie schien durch die kleinen Scheiben des oberen Fensters mit doppelter Kraft und Farbe. Abends jedoch, wenn der wunderliche Bauernsohn tief über den Büchern saß, stand eine Kerze in einem Messingleuchter neben ihm und gab dem Raum eine geheimnisvolle, verschwiegene Stimmung.

Er saß eines Nachts, als alles längst auf dem Hofe in tiefer Ruhe war, vor einem Buch mit weißen Blättern. Am Tage hatte er gesehen, wie schön und farbig und doch auch wieder wie ernst und traurig alles war. Fremd und groß schauten die Dinge ihn an, so daß er oft erschrak und nicht wußte, mit wem er über all das reden sollte. Und als er dieses Gefühl des Alleinseins immer stärker hatte, als er ahnend zunächst und dann wissend große kühne Lieder des Lebens und der Not in sich klingen hörte, fernher wie aus einer anderen Welt, — da flüchtete er sich mit ihnen in die stille Nachtstunde hinein. Und so entstanden Blätter der Sehnsucht und Hoffnung. Er schrieb alles mit einer großen Not im Herzen, mit einer stummen Trauer, aber auch mit einer süßen, heimlichen Freude am inneren Erleben.

So will ich denn in Gottes Namen beginnen, — stand vornan in seinem Buch. Ich will den Ewigen zum Richter setzen über mich, und er soll mein Geleit sein. Trost werde ich bei ihm suchen, und seine Gnade

wird mir bleiben. Mit seiner Rechten wird er mich halten und mit seiner Linken mich stützen. Sein Auge wird mich bewachen, und sein Ohr wird er mir leihen und mein Bitten erhören. Er ist mein Hüter und meine Burg. Amen.

Ach, ich schreibe diese Blätter in einer wirren Zeit. Die Unruhe steht bei uns, und die Not schreit zum Himmel. Die Uneinigkeit hat ihre größte Ausdehnung angenommen, die Zucht im deutschen Land liegt ganz darnieder, Ehre ist eine Schande, und Treue ist nicht zu finden. Ungebildete stehen auf, und Unmündige nehmen die Gewalt. Die Trägheit macht sich breit, und die Menschen versinken im Trunk und Tanz. Von Gott wollen sie nichts mehr wissen, und das Heiligste wird über die Straße geschleppt. Der Stärkste hat die Macht, und das Faustrecht regiert . . . Aber Gottes Ratschluß ist unergründlich. —

So begann Haye Hamkens mit dunklen Worten sein Buch der Nacht. Und so stand seine Seele auf, weil Gott der Herr sie nun rief. Stand auf und suchte sich Flügel. Sie sah die Heimat rein und weit sich dehnen von der Geest bis zum Meer hinüber; sah die Tage blau und warm oder düster und windzerwühlt, sah die Nächte tief und schweigend und fühlte eine ewige Hand, die alles hielt. Und auch die Menschen sah seine wartende Dichterseele. Das Große und Kleine, das Laute und Leise, das Derbe und Feine sah sie. Alles hatte eine Bestimmung und einen Weg, ein Schicksal und ein Ende. Die Not stand da am Wege und die Freude. Manches war wie ein weißes Blatt Papier: man konnte bunte Bilder darauf malen. Manches wieder war wie ein Gesicht mit strengen Augen: man mußte sich davor weg-

wahren und in Sicherheit bringen. Aber alles füllte sein Bauernleben mit wunderbaren Erlebnissen. Und so wurde sein Tagebuch zu einem klaren Spiegel, in den seine Seele mit großen staunenden Augen blickte. Vieles freilich von dem, was er sah und fühlte, verstand er noch nicht. Es war, als wenn eine fremde Hand ihn führte und ihn vor das Tor der Zukunft stellte. Er hatte wohl Tage, wo er froh und kühn tat, aber meistens war er doch still und leise, denn er wußte, daß seine Seele wartend lag und auf ferne Rufe hörte . . .

*

Sie waren wieder einmal den ganzen Tag auf dem Felde gewesen. Der Bauer und Haye hinter der Egge auf der Weizenkoppel, Jürgen mit dem Großknecht auf dem Torfmoor. Heme Hamkens hatte den Aeltesten mit vollem Bedacht heute an seiner Seite. Er wollte mit ihm ins Reine kommen, wollte ihm seine schwache Ackerarbeit zeigen und ihm sagen, daß es so nicht weitergehen könne. Aber Haye war den langen Tag über ungewöhnlich treu und heiß am Werk, so daß der Bauer sich wunderte, neuen Mut schöpfte und jedenfalls nicht dazu kam, mit dem Jungen zu reden.

Nach dem Abendessen, das auf der Diele genommen wurde, ging alles bald zur Ruhe, denn der Tag war schwer und lang gewesen. Nur der Bauer fand keinen Schlaf. Er dachte an seine tote Frau und an den Hayejungen, der so viel von der Mutter hatte. Der Mondschein lag weiß über dem Hof, und da erhob sich der Bauer vom Lager, zog sich an und ging in den Pferdestall, um das Reittier zu satteln und noch eine

Stunde an den Deich zu reiten, wie er es oft getan, wenn er keine Ruhe finden konnte. Wie er zu den Ställen hinüberging, sah er in der Kammer Hayes noch Licht. Ohne anzuklopfen, trat er ein. Da saß sein Junge dort auf der Bücherkiste tief über Goethes „Wahrheit und Dichtung“ gebeugt, hatte das Buch auf den Knien und den Kopf in beiden Händen aufgestützt.

„Is dat to glöben?“ sagte verwundert der Bauer.

Haye sah auf. Seine blauen Augen hatten ein helles, frohes Licht. Und da fand Heme Hamkens nicht den Mut, zu schelten, weil er sah, wie reich der Junge in dieser Stunde war.

Er trat ohne ein weiteres Wort still hinaus, ging hinüber in den Pferdestall und machte das Tier los. Oben vom Seedeich her blickte er zurück nach seinem Hofe. Weiß und klar war wieder die flache, edle Schale der Marsch, die das Mondlicht füllte mit flüssigem Silber. Wie schimmernde Inseln schwammen darin die stolzen Höfe — aber Heme Hamkens sah es nicht. Er sah nur den eigenen Besitz dunkel und schweigend liegen. Er dachte an den Haye Hamkens, der vor hundert Jahren nach langer, mühevoller Seefahrt heimgekommen war und den Hof mit Kraft und Fleiß doch noch wieder hochgebracht hatte.

Und da wurde es ihm klar, daß sein Junge erst über den festen Wall steigen müsse, ehe er heimwehstark zurückkommen konnte in das Land seiner Väter.

*

„Hüt geihst du mit den Grotknecht in 't Moor,“ sagte er am andern Morgen zu dem Aeltesten, während er selbst mit Jürgen aufs Feld wollte.

Als Haye neben dem Knecht hinausfuhr in das wilde Moor, war sein Herz merkwürdig wach. Sie sprachen unterwegs von tausend Dingen, und auch die schwere Torfarbeit machten sie sich leicht mit wunderlichen Geschichten, von denen das Uthland voll ist bis an den Rand. Gegen Abend sagte der Knecht: „Schuß de Moorkönig man mol upsöken — he is ok so'n Bökerworm!"

Da wußte Haye Hamkens auf einmal, warum sich seine Seele heute so hochreckte.

„Dat is wohr," erwiderte er, „du kannst mi Alex hierlaten, dat ick nah Hus rieden kann." Sie strängten den Schimmel aus, wechselten die Deichsel, und der Großknecht fuhr allein hinunter in die Marsch.

Die Sonne war im Versinken. Mit ihrer letzten roten Glut umfaßte sie die Heide und zündete darin leuchtende Feuer.

Da steigt Haye Hamkens auf das weiße Pferd und reitet durch den flammenden Maiabend hinauf zum Schloß des Moorkönigs. Sein grauer Arbeitskittel fällt von ihm ab, und eine güldene Rüstung umschließt seine jungen Glieder. Statt der Peitsche hat er ein Schwert in der Rechten, und eine weiße Feder weht ihm aus dem blonden Haar. Der Schimmel aber hat silberne Glöcklein an der Mähne, und die Glöcklein klingen und läuten hell und fein über die schweigende Heide . . . Gerade als die Sonne im Verbluten ist und das ganze Moor purpurn färbt, reitet der Königssohn über die Höhe und in ein Tal hinunter, wo an einem stillen Wasser Weiden stehen. An den Weidenzweigen blühen rote Rosen empor, und als der Ritter sich beugt, um eine zu pflücken, da sieht er tief in der Rosenhecke ein Mägdlein liegen

— wundersam lieblich anzusehen und von königlicher Reine. Es hebt langsam die Lider, denn das Silbergetön der Glocken hat es geweckt — — und da springt der Märchenreitersmann vom Pferde, neigt sich zu dem Kinde hernieder und hebt es scheu und leise auf den Schimmel zu sich empor.

Ein goldener Stern zündete sich am blauen Himmel.

„Du,“ sagt das Mägdlein innig und lieb. Und der große Junge, der auf einmal wieder seinen grauen Arbeitskittel trägt, wischt sich verwundert die Augen und fragt immer noch einmal: „Wannehr heff ick di all mol sehn — wannehr heff ick di all mol sehn?“

„Vör söben Johr,“ antwortet Kerrin Heinen und hat einen Schein im Gesicht wie das heilige Abendrot.

„Is dat nich veel länger her?“ sagt erstaunt der Heidereiter, springt vom Pferde, faßt das Mädchen selig bei der Hand und geht mit ihm hinein in den stillen Abend, der voll ist von Blühen und Duften und Glänzen.

— — — — — — — — —

Mitten in der Nacht ist ein Reiter an den Hamkenshof gekommen, hat heimlich in sich hineingesungen und gelacht, hat noch lange in seiner Kammer über den Tagebuchblättern und auf der Bücherkiste gesessen und doch nicht daran gedacht, vom mühseligen Leben zu lesen, denn die herrliche erste Liebe stand in seiner erschrockenen Seele und überwog alles, was auf der Erde sonst noch war . . .

— — — — — — — — —

Ein paar Tage danach bekam der Herr auf Hamkenshof einen Brief, dessen Umschlag außer der Anschrift in ungelenken Buchstaben den Vermerk „Selbsteigen“ trug. Der Bauer riß abends beim

Heimkommen neugierig die Briefhülle herunter und las dann mit steigender Verwunderung folgende Zeilen:

Lieber, hochgesetzter Herr Hamkens!

Sie wissen, daß meine Tochter ins Elend kam, weil sie zu hoch langte, indem sie einen begüterten Bauernsohn nahm. Ihr Kind ist in meiner Hut, und ich muß dafür aufkommen, wenn sie nicht ebenso in Not gehen soll. Ihr Aeltester, Herr Hamkens, hat der Kerrin große Dinge in den Kopf gesetzt, sodaß ich bitten muß, denselbigen strammer zu halten, weil er ansonsten vier Menschen unglücklich macht. Ich verbiete ihm mein Haus ein für alle mal, denn ich hab's erfahren, wohin es kommt, wenn arm und reich sich zusammentun wollen.

Hochachtend Klement Ketelsen.

Der Bauer ließ das Briefblatt auf den Tisch fallen und stierte vor sich hin. Verflucht — das fehlte noch! Eine Deern, die nichts hatte und nichts hielt . . . Ein Geestmädchen, das kaum ihre Eltern anzugeben wußte . . . Ein fremdes Blut, von dem man erwarten konnte, daß Gift und Unrat darin floß . . .

Hier mußte gehandelt werden. Ohne Aufschub und ohne Rücksicht. Dieser Junge! Vom Kriegsdienst war er befreit worden wegen eines Herzfehlers, während der Jürgen sein hartes Jahr bei der Feldartillerie abgerissen hatte. Was man mit dem wunderlichen Menschen noch alles erleben mußte?! . . .

Noch in selbiger Stunde schrieb der Koogsbauer an einen befreundeten Großgrundbesitzer im Holsteinischen, legte ihm alles klar und bat ihn, Haye auf ein Jahr wenigstens erstmal zu sich zu nehmen. Laß ihn arbeiten, schrieb er. Laß ihn auch mal zur Stadt, daß er loskommt von seiner Grübelei und seiner dummen Verliebtheit zu einer hergelaufenen Person. An Taschengeld will ich's nicht fehlen lassen.

Er muß werden wie die andern, damit ich ihm später einmal den Hof in Ehren übergeben kann.

Nach ein paar Tagen kam zusagender Bescheid aus Herrnkamp, und gleich am selben Abend noch rief der Koogsbauer seinen Aeltesten zu sich und begann so: „Du warst öller un vernünftiger, Haye. Ick meen, dat is Tied, dat du mal wat anners süihst as unse Hoffstell hier. Heff an Fründ Brinkmann up Herrnkamp schreben, un he gifft mi hüt Antwurt, dat du een oder ok twee Johr bi em as Volontär, wie se dat nömen, intreden kannst. Du lehrst dor anner Methoden in Vehwirtschaft un Ackerie, un so geef ick di frie up 'n poor Johr. Du kanns morgen den Dagg henföhrn.“ Den letzten Satz schlug der Bauer hin wie einen Hammerschlag — Haye wußte: dor gifft keen Uemsmieten.

Er war auch gar nicht so erschrocken, wie der Vater es sich vorgestellt hatte. Denn er dachte an die große glänzende Weite dort draußen über den festen Wall hinweg, die Weite und die Welt, die er nur aus den Büchern und seinen Träumen kannte. Und er dachte dagegen an die harte Luft hier im Hause, wo seit der Mutter Tod die Sonne untergegangen war. Und auch an Kerrin Heinen dachte er. Er wollte ihr treu bleiben. Das sollte eine feine heimlich-warme Spanne Zeit werden, wo sie in Gedanken alle Tage und Nächte beieinander sein wollten, bis daß er wiederkam als mündiger Mann, der die Stammstelle fordern durfte, und wo er seine Königstochter heimholen wollte zu einem langen Leben voll Segen, Glück und Freude.

„God, Vadder, ick gah nah Herrnkamp,“ sagte er ruhig, und in seinem Gesicht stand keine Spur von Traurigkeit.

Als er gegangen war, dachte der Bauer: de ol Klement hett Gespenster sehn; so vergnögt geiht keen verleewten Jung över 'n Diek.

Haye Hamkens aber träumte in dieser Nacht von einem blauen See inmitten holsteinischer Wälder. Die Ufer waren mit Rosenbüschen bewachsen, und von weitem sah er die ranke Gestalt der blonden Kerrin Heinen, die ihm zuwinkte, so daß ein Lächeln auf seinem Gesicht lag die ganze Nacht, bis der Morgen in die Kammer trat und ihn fröhlich weckte zu der ersten großen Reise ins Leben.

IX.

Als der Bauernsohn Haye Hamkens im Eisenbahnwagen saß, die Augen vorweg in die aufgehende Sonne hinein, da kam eine große, staunende Freude in seine Seele. Er reckte sich ins Licht, ließ die Heimat mit ihren tiefen Dingen hinter sich, und nur das reine Bild des blonden Kindes drüben im Moor blieb in seinem Herzen die ganze Zeit.

Auf dem kleinen Bahnhof Vierhagen, wo er ausstieg, stand ein Wagen aus Herrnkamp, um ihn zu holen. Ein junger Mann kam ihm entgegen, grüßte militärisch mit der Hand an der Mütze und fragte: „Sind Sie Hamkens?“ Haye nickte mit dem Kopfe, holte seinen schweren Eichenkoffer heran, warf ihn mit Hilfe des andern auf den Wagen, und dann fuhren sie rasch und sicher hinaus in die gesegnete holsteinische Landschaft.

„Ich heiße Rendler,“ begann der Führer. „Bin bisher auf Gut Herrnkamp Volontär gewesen und werde von nun an dem Inspektor zur Seite stehen.“

Haye wunderte sich, daß der andere hochdeutsch redete, und darum antwortete er: „Hier ist alles anders als bei uns drüben an der Westküste.“

„Das ist ja auch gut,“ gab Rendler zurück, „denn wir wollen doch als Landleute heutzutage andere Methoden und anderes Leben kennen lernen.“

Sie kamen nun schnell ins Gespräch, als Haye von dem elterlichen Hof berichtete. Der andere hatte eine rasche Art, griff die Worte flink auf und zeigte ein scharfes Urteil in den Dingen des täglichen Lebens. „Der Bauer muß sich heutzutage seiner Scholle wehren," sagte er. „Was läuft hier herum an Gesindel, das zu allem fähig ist. Geld ist Macht, und Macht ist alles. Wir müssen wieder zu Wehrwölfen werden, mein lieber Hamkens, sonst ziehen sie uns das Fell über die Ohren. Der Krieg hat die Menschen verdorben. Und was dann kam, war auch kein Vorteil für unser Land. Wie ist es drüben bei Ihnen an der See?"

„Unsere Stellen stehen sicher," sagte Haye einfach, so daß der andere sich wundern mußte über die ruhige Art des Friesen.

Sie kamen durch einen hohen Buchenwald, der Haye ganz still vor Verwunderung machte. Sie sahen blaue Seen, weithin leuchtende Weizenfelder und mit grünen Knicks umzogene Wiesen. Sie kamen durch saubere Dörfer, die voll waren von behaglichem Leben und satter Ruhe. Sie sahen Dampfpflüge durch die Felder ziehen und Eisenbahnen auf den Dämmen laufen. Drüben lag die Großstadt im Dunst, und ganz von weitem scholl Hammerschlag und Turbinenstoß.

Ein neues, breites, lautes Leben empfing den Sohn der Marsch. Seine Seele reckte sich hoch, denn sie fühlte, daß das Schicksal an ihre Seite trat . . .

*

Drei Wochen war Haye Hamkens nun schon auf Herrnkamp, drei Wochen für ihn voll von unerhörtem Erleben. Wie ein Königreich war ihm dieser Besitz vorgekommen vom ersten Tage an. Da lagen vier

große Gebäude im Viereck um eine Eichengruppe: das Herrenhaus hoch und vornehm, die Vieh- und Pferdeställe breit und warm, die Wagenburg mit den Scheunen stark und sicher. Und die Tage waren angefüllt mit frischem Leben. Da standen 72 Pferde im Stall; feurige Reittiere, schwere Ackerpferde, edle Hengste, tragende Stuten. Da waren im Viehstall bald 300 Kühe und Ochsen, und dazu das Kleintierzeug bis herunter zu den Gänsen und Enten, die in Scharen den Hof belebten. Alle Gebäude waren von elektrischem Licht aus eigener Zentrale durchflutet, alle Maschinen bis zum Elevator, der das Heu und Getreide mit unglaublicher Schnelligkeit auf den Scheunenboden warf, liefen mit Kraftbetrieb. Großzügig und straff war das ganze Gutsleben. Jeder hatte seine Arbeit, jeder seine Pflicht, jeder seine Ruhe.

Haye Hamkens war viel mit Karl Rendler unterwegs. Die lebensfeste Art dieses elastischen Menschen hielt den etwas schwerfälligen Genossen mit sicherer Hand. Sie verstanden sich anfangs gut, denn sie schätzten ihre gegenseitigen Fähigkeiten. Nur abends, wenn es stiller wurde auf dem Gut, dann gingen ihre Wege auseinander. Karl Rendler war viel in der Stadt, hatte tausend Dinge im Kopf und den Sinn ganz auf die Gegenwart gerichtet. Haye Hamkens aber saß am Feierabend bei seinen Büchern, lebte im Traumland der Vergangenheit und grübelte über Dinge des Lebens, die kein Mensch in seinem Alter sonst berührte. Er war aber froh und glücklich dabei. Er tat seine ihm zugewiesene Arbeit im Gutsbetrieb treu und gewissenhaft, er dehnte seinen Körper in der sicheren, sonnigen Welt des großen Besitzes, und er dachte mit leiser Traurigkeit im Herzen an die dumpfe, schwere

Luft in seinem fernen Vaterhause. Nur zuweilen kam es über ihn, daß er die Augen schließen mußte und in Gedanken zurücklief in die weite schweigende Einsamkeit des Marschenlandes. Aber Heimweh hatte er nicht. Seine Seele war in solchen Stunden wie die See, wenn sie still und glatt ist. Diese schöne Stillheit aber kam von Kerrin Heinen. Er hatte ihr zweimal bisher geschrieben. Er hatte ihr erzählt von der großen Welt hier draußen, von seinem Tagewerk, von seinem Feierabendglück, von seinen Träumen und von seinen Büchern. Freilich — sie hatte nicht geantwortet, die Prinzessin vom Moor. Eine leise Unruhe wollte in sein Herz kommen, aber dann sagte er sich, daß sie keine Gelegenheit habe zum Schreiben, daß Klement Ketelsen sie bewache Tag und Nacht, und daß sie darum doch mit ihren Sinnen immer bei ihrem fernen Liebsten sei.

Der Gutsherr Brinkmann kümmerte sich natürlich nicht viel um den Anfänger. Er war oft unterwegs, und während dieser Jahreszeit hatte das gesellige Leben im Gutsbezirk sowieso eine Unterbrechung erfahren. Hin und wieder kam Besuch, und dann hatte Haye meistens das Vergnügen, die Herrschaften mit dem Gutsbetrieb bekannt zu machen. Die Herrin vom Gut lebte ziemlich zurückgezogen mit ihren beiden erwachsenen Töchtern.

Ehe die Erntezeit kam, sollte Haye fahren lernen. Selbstverständlich konnte er mit Pferd und Wagen umgehen, aber das Fahren auf den Seedeichen mit schweren Tieren war etwas anderes als das vornehme Gig- und Dogcartlenken hier im Holsteinischen. Rendler nahm seinen Lehrling des öfteren mit auf den Fahrten zum Bahnhof, wenn die Herrschaften abgeholt oder hingebracht werden sollten. Die jungen feurigen Tiere

wollten sorgsam behandelt sein; es erforderte alle Aufmerksamkeit, wenn man am Zügel saß. Was der gewandte Rendler an Geistesgegenwart voraus hatte, das ersetzte der etwas langsamere Hamkens durch eine breite, gelassene Ruhe, die sich nicht umwerfen ließ.

Es blieb nicht aus, daß Haye Hamkens bei diesen Fahrten auch des öfteren in die nahe Großstadt kam. Zuerst war er sprachlos und verwirrt bei dem ewigen Lärm und Gewoge und Getriebe in den steinernen Straßen des Häusermeeres. Er hörte das Rasen und Rattern der Maschinen, den schrillen Machtakkord der Arbeit; er sah die drängende, hastende Menge, fühlte den heißen Atem der Stadt und das leidenschaftliche Ringen ums Dasein. Mit ehernen Klammern hielt hier der Tag den einzelnen fest. Die kleine Ich-Sorge rang im tosenden Strudel der Masse nach Licht und Freiheit. Aber es blieb ein Sklavenleben. Die hohen heißen Steinkästen kamen dem Naturmenschen vor wie große Särge, in denen das Glück aufgebahrt lag, weil es sich nicht in die schöne warme Sonne hatte recken können. Die Menschen der Stadt lagen an Ketten. Sie zerrten damit an der Urfrage der Menschheit: Brot in Freiheit! Sie warfen sich aber gegenseitig die Seelen voll von Unzufriedenheit. Sie rüttelten an den Fundamenten des Staates und riefen: Land her! Aber sie kamen hundemüde heim am tiefen Abend aus ihren weit entfernten Schrebergärten, die ihnen ein bescheiden Stück Heimat sein sollten . . .

Einmal, im Heimfahren aus der Stadt, sah Haye draußen in der Einsamkeit einen Mann ganz allein an einem Häuschen bauen und richten. Darüber wunderte er sich, hielt an und begann ein Gespräch mit dem merkwürdigen Siedler:

„So alleen hier buten in 'n Gang? Un denn so lat?"

„Ja, wat wullt maken — — dagsöwer steiht 'n an den Schrufftock dor dröben" — er wies verächtlich in den Dunst der fernen Stadt hinüber. — „Dor mutt 'n ja nah Fierabend bi."

„Ward man 'n lütt ringe Hus, leew Fründ."

„Aber feiner un heller as all de Steenbukassens an de Stadtstraten, mien gode Mann."

Und nun erzählte der einsame Baumeister ihm, daß er all die Jahre mit seiner Frau gespart und gedarbt habe, um sich später ein Häuschen in der Sonne zu bauen. Da sei der Krieg gekommen, habe ihn nach Frankreich gerufen, und das bißchen Geld wäre daheim weggeschmolzen wie Butter an der Sonne. Und an ein Bauen sei heutzutage überhaupt nicht mehr zu denken. Da sei er auf den Gedanken gekommen, sich nach Feierabend selbst ein Häuschen zu richten. Das Land habe er billig bekommen — und nun stehe er schon seit drei Monaten hier draußen mit Kelle und Wasserwage.

„Mien Lütten schöllt mal in de Sünn sitten," sagte er, „ick heff för 't Vaderland veel utholln — nu will ick ok 'n egen Stück dorvun hebbn."

Da fuhr Haye Hamkens nachdenklich heim. Ach, der Bauernsohn, der auf der weiten eigenen Scholle groß geworden war, verstand diese ewige Sehnsucht nach Land und Sonne! Er dachte an den traurigen Blick, den die alte Stute Lieschen damals gehabt hatte, als sie im Fronkasten der neuen Dreschmaschine laufen mußte tagaus tagein, und doch nicht voran kam . . .

Wenn er zurücksah über die rauchschwere, dumpfe, steinerne Stadt, wenn er fernher das Getöse der

Maschinenarbeit und das wirre Gestöhn aus tausend und abertausend armen Seelen zu vernehmen glaubte, dann stand ein Wort vor seinen Augen in flammender Schrift, das schrecklich harte Wort:

Menschen in Not!

Und sein grüblerischer Sinn stand auf und schrie zu dem Ewigen empor, daß er das deutsche Volk aus dieser Steinwüste errette, damit es sich nicht ganz zerreiße im rücksichtslosen Kampf um einen Schluck klaren Quellwassers oder eine Handvoll warmen Sonnenscheins. Eine brennende Not kam auch in sein Herz. Und er mußte diese Not heimlich tragen, denn die andern würden ihn nicht verstehen, wenn er davon anfange. Er grub sich noch tiefer in die Bücher hinein, und auf dem Gute nannte man ihn „Jörn Uhl“, weil er so abseits stand und so merkwürdige Augen hatte.

Er war schon lange Wochen auf Herrnkamp, da saß er eines Abends in seiner Kammer und schrieb diesen ersten Brief nach Hause:

Lieber Vater! Du hast wohl schon nach Bericht von mir ausgesehen. Aber die große Welt hier draußen hat mich gleich fest in ihre Arme genommen. Ach, Vater, der Herrnkamphof ist groß und reich. Die Ernte ist nun geborgen, alles mit Maschinen. Und nun kommen feine stille Herbsttage. Man erlebt hier viel, und man hat zu kriegen, wenn man das alles wegsetzen will. Hin und wieder komme ich auch in die große Stadt, Vater. Das ist dort ein Hasten und Lärmen und Schuppsen. Abends werfen sie die Straßen voll von Licht, aber da bleibt doch noch viel Dunkles und Dumpfes. Das schweelt und qualmt über der Tiefe, und die Menschen reißen sich um eine Hand voll Luft. Hinter dem hellen Schein der großen Stadt sitzt viel

Not, Vater. Sie leben dort vom Laden in den Mund; sie haben keine Freude am Leben, weil sie nichts wachsen und werden sehen. Sie haben keine Heimat. Sie schlagen sich gegenseitig das Geld aus der Hand, reißen sich die schöne warme Zufriedenheit aus dem Herzen und können die große weite Pforte nicht sehen, die der Herrgott auftut, wenn die Sonne im Osten emporsteigt. Wat sünd wi Landminschen dorgegen riek, Vadder! Wenn ich an meine Kindheit zurückdenke, so kommt es mich an, daß ich die Augen mit der Hand beschatten muß — die Helligkeit wird so stark und warm. Und es waren ja nicht immer leichte Jahre, weil Mutter so früh von uns ging. Aber wir standen doch mit beiden Füßen auf eigener Scholle. Wir fühlten die Ackerkraft von klein auf. Hier draußen in der Fremde weht ein kalter Wind, Vater. Nur wenn ich hinter dem Pflug gehe, den blauen hohen Himmel über mir, bin ich froh und voll Hoffnung. Am fröhlichsten und reichsten aber bin ich abends, wenn die Großen unseres Volkes zu mir kommen. Goethe sagt: „Das Ideal der Schönheit ist Einfalt und Stille." Wir Menschenseelen sitzen voll Ewigkeiten, Vater. Zu irgend einer großen Sache gebraucht uns der Herrgott — und wenn wir lebelang nur Erde graben oder Ziegelsteine tragen.

Mit meinen Gedanken bin ich viel in der Marsch. Wir müssen sehen, daß wir die Deiche halten gegen die Flut, die binnenlands ankommt.

Gröt Jörn, Vadder. Sünnabend is Mudders Starvdagg, vergeet den Kranz nich. Un nu geef ick Di de Hand, ganz fast!

Dien Hayejung.

— — — — — — — — —

„Kann ick morgen mal to Kark gahn?“ fragte Haye Hamkens eines Tages den Inspektor.

Stolterfoth sah den großen Bauernsohn erstaunt an. „Dor is wull nix inne Wegg, Hamkens.“

Als er aber nachher Rendler fragte, ob er mitgehen wolle, da lachte dieser laut auf: „Sind Sie verrückt geworden, Hamkens! Das überlassen Sie doch nur alten Jungfern.“

Haye stand, als wenn er einen Faustschlag ins Gesicht bekommen hätte. „Wie können Sie so spotten, Rendler?! Woran wollen Sie sich denn im Leben halten, wenn Sie an nichts Ewiges glauben?“

„Ach, was heißt Ewiges glauben — — natürlich habe ich auch meinen Glauben — — aber deswegen verderbe ich mir doch nicht den Sonntag.“

Haye wandte sich ab und ging hinaus in den hellen Herbstabend. Er war verwirrt und geschlagen; geradeso wie damals, als er zum ersten Male im lauten Getriebe der Stadtstraßen stand. Was waren das für Menschen hier draußen in der großen Welt? . . . Da blühte das Land in tausend Farben — und sie saßen mit versteinerten Herzen im dumpfen, dunstigen Häusermeer der Stadt. Da brannte in schweigender Größe die Nacht mit Millionen Sternwundern — und sie sagten: es ist kein Gott . . .

Ach, es war doch viel Schrecken und Not hier in der weiten kalten Fremde, die so hell und reich schien, wenn man über den festen Wall hinüberschaute . . .

*

Und die Tage reichten einander die Hand. Und aus Wochen wurden Monde. Die langen Winterabende brachten dem Sohn des friesischen Deichvogts viel

inneren Gewinn. Er las und litt, er saß bei den Büchern mit weitem Herzen und bebender Seele. Die tiefe Wunderwelt des Geistes ging ihm langsam, aber gewiß auf. Sonderbar bunte Märchen und auch wieder klare Bilder der Wirklichkeit sahen ihn an und machten ihn beklommen und doch auch wieder fröhlich.

Sieben Monate waren vergangen, seitdem er die Heimat verlassen hatte. Seine bedächtigen Sinne hatten noch nicht so fest von all dem Neuen Besitz ergriffen, daß sie nicht jeden Tag und jede Nacht heim-reisten. Sie standen am Uhlebüller Seedeich und sahen hinaus auf das rauschende Meer. Sie waren in der weiten Marschtiefe bei dem Vieh; sie gingen am Alltag von Hof zu Hof, von Gesicht zu Gesicht, von Hand zu Hand; sie saßen am Sonntag in der Kirche und hörten die Predigt von Pastor Jacobs. Am meisten aber wuchsen seine Gedanken und seine Sehnsucht dem ein-samen Moor und der blühenden Heide entgegen. Er sah dort ein Mädchengesicht von Blondhaar umflossen, und er sah ein Paar Augen, tief und seltsam. Aber er wunderte sich, daß die Liebste so fernab blieb, denn er konnte es ja nicht wissen, daß der alte argwöhnische Moorkönig seine Briefe abfing und durch Feuer verdarb, ohne daß Kerrin sie gesehen hatte . . .

„Morgen abend sollen wir mit den Herrschaften essen, es kommt Besuch aus Grönwiesch," sagte eines Tages Karl Rendler zu dem Lehrling Hamkens. „Ziehen Sie sich sorgfältig an, Hamkens, es wird ein gediegener Abend. Die beiden Töchter vom Gutshof der Bartels sind reizend."

Haye Hamkens sah ihn mit fremdem Blick an. Was sollte dieser Schnack von den Mädchen? . . . Er dachte an Kerrin, bekam heiße Augen und lief hinüber zum

Futterknecht im Pferdestall, damit er mit diesem ein mundvoll Platt reden könne, denn diese hochdeutsche Luft bei Rendler paßte ihm nicht.

Es war wirklich ein bedeutender Abend. Rendler hatte nicht zuviel gesagt. Frau Brinkmann und ihre beiden Töchter hatten in der großen Wohndiele, die mit edlem alten Hausrat angefüllt war, den Tisch fürs Abendessen festlich gerichtet. Der Gutsherr selbst holte im Zweispänner die Gäste von der Bahn. Außerdem waren noch ein paar befreundete Gutsnachbarn mit ihren Damen geladen. Dadurch kam von vorneherein ein zwangloser Ton und eine schöne gastliche Gemütlichkeit auf. Haye Hamkens wurde den Gästen vorgestellt und durfte Fräulein Hildegard Bartels zu Tisch führen. Er war nicht stadtfein in seinem Benehmen, und auch sein Aeußeres hatte immer noch etwas von der einfach-derben Art des Marschbauern. Aber in seinen Augen war Wärme und Klarheit, und das merkwürdige Wundern, das alle Hamkens haben, stand heute ganz groß darin.

Auf der langen, blumengeschmückten Tafel standen schwere Messingleuchter mit weißen Kerzen. Noch lag der Raum mit dem alten geschnitzten Ingut und der dunklen Täfelung im leichten Dämmerlicht. Man unterhielt sich bis zum Auftragen der Speisen in zwangloser Weise, und außerdem wartete man noch auf den Inspektor mit seiner Frau, die etwas später kamen, weil sie nicht früher vom Betriebe abkommen konnten.

„Sie sind hier auf dem Gut Herrnkamp?“ fragte Hilde Bartels ihren Tischherrn, der beklommen an ihrer Seite saß und nicht wußte, wie er ein Gespräch anfangen sollte. Ihre Stimme hatte einen dunklen Klang, worüber Haye Hamkens sich wunderte und daher

erst nach einer Pause antwortete: „Ich soll die neue Landwirtschaft hier lernen. Der Hof meines Vaters liegt in der Marsch drüben an der Westsee."

Sie hatte das feine Köpfchen in den hochlehnigen Stuhl zurückgeworfen und sah mit wachen Augen die Tischrunde längs, wobei ihre linke Hand auf der Stuhllehne lag. Haye Hamkens empfand eine leise Freude beim Anblick dieser schmalen weißen Hand, und er mußte daran denken, daß der alte Sönne Gonnen in seiner Heimat einmal zu ihm gesagt hatte: „Wenn de jüngste Dagg kümmt, lett de Herrgott sik de Minschenhände wiesen; wer harde Fingers hett vun Arbeid un Möh, de kann sik utrauhn in'n Heben, wer obers fiene witte Handn hett, de mutt dat Hart ok noch wiesen."

„Wir waren im vorigen Jahre auf den Nordsee-inseln. Da sind wir mit der Kleinbahn durch die Koogsmarsch gekommen," sagte das Mädchen nun.

Er wollte etwas erwidern, da kamen Inspektors, und die Begrüßung enthob ihn der Antwort. Eben hatte man sich gesetzt, da wurden die Kerzen angezündet und das Essen aufgetragen. Ein warmes, weiches Licht lag in dem Raum und milderte alle Schärfe und alle Strenge. Die ganze Tafelrunde war bald in frohem Gespräch. Es gab Rheinwein, und Gutsbesitzer Bartels brachte in launigen Worten dem gastlichen Hause das erste Glas. Als Haye seiner zierlichen Tischnachbarin zutrank, klangen die Gläser hell, so daß die beiden jungen Menschenkinder sich heimlich anlachten. Der Wein glühte in ihren Augen. Sie kamen in ein langes Gespräch über Literatur und Kunst, und da wunderte sich das feine Fräulein über das Bücherwissen ihres Herrn.

„Sie haben doch gewiß Heimweh nach der See?“

„Nicht so stark, als ich dachte. Ich wollte, ich stünde auf der großen Heimwehhöhe.“

Sie sah ihn scharf an, denn sie hatte das nicht in ihm erwartet. Und da brach sein unruhiges Herz auf, und er redete sich in eine heiße Erregung hinein:

„Ja, ja — ich weiß, was Sie sagen wollen, Fräulein Bartels: Kann Heimweh den Menschen denn zur Höhe heben? Ist das bitterschwere Sichheimsehnen nicht eine Seelenlast, die niederzwingt, daß wir nicht wissen, wohin mit der Not? ... Ich habe Menschen gekannt, die buchstäblich an Heimweh gestorben sind. Das Heimverlangen bezieht sich ja nicht nur auf die Liebe zum Kinderland, das wie ein ferner Traum hinter uns liegt. Nein, wenn wir in dieser Zeit der Not und Wirrnis und Demütigung das Heimweh etwas weiter nehmen, so können wir darunter viel mehr verstehen. Die Ewigkeit ist die herrlichste Heimat.“

Sie saß mit großen Augen und hörte auf die Worte, die er leidenschaftlich herausstieß, denn er dachte an die große Stadt, wo die Menschen keine Heimat haben, und wo sie armselig durch das harte Leben gehen bis zum Sterben hin. Und als sie schwieg, da fuhr er fort:

„Ja, so ist es. Wie viele sind irre geworden an sich selbst in den letzten Jahren?! Der wild brausende Zeitstrom hat sie losgerissen von ihrer Muttererde, und sie treiben nun ziellos umher und wissen nicht, wo die unruhige Fahrt noch einmal enden soll. Ist für solche heimatlos Gewordenen, für solche Irrenden die Heimwehhöhe nicht ein wundervolles Ziel, das mit seiner großen Klarheit und Ruhe den verlorenen Sohn wieder aufwärts hebt über alle Kleinheit und alles Dunkel des Alltags?“

„Sie wollen sagen, daß Heimweh etwas Schönes und Großes ist?“ warf Hilde Bartels ein.

„Ganz gewiß, Fräulein. Wir müssen unsere Seelen viel mehr beladen mit Heimweh. Wir müssen die kalte Fremde fühlen, auf daß wir krank werden nach der Heimat. Und unter Heimat müssen wir mehr verstehen als die Stelle, wo unsere Wiege stand. Heimatkraft liegt in unserem ganzen niederdeutschen Wesen, in unserer einfachen Sprache, im Heimglück der Familie, im Klang unserer Kirchenglocken, im fröhlichen Wandersang, in all unserm Tun und Denken, das uns überkommen ist von den Altvorderen, auf daß wir immer mehr die Erkenntnis und den Glauben an diese Wurzelkraft unseres Lebens haben, daß wir aus den Tiefen der Not, die aus der Fremde über uns kam, uns heraufringen müssen zur Höhe der Heimat, zur Wahrung der Eigenart, zum Quell des Grundwasserstromes, der uns stark und gesund erhält in seiner ewigen Naturkraft. Wir müssen heraus aus der schändlichen Fremdheit, die uns überfällt auf Schritt und Tritt und die uns irre machen will an unserer angeborenen Kraft.“

Haye Hamkens hob sein Glas vom Tisch und trank es mit einem Zuge leer. Hilde Bartels aber wußte im Augenblick nicht, was sie sagen sollte, denn solche Gedanken hatte sie nicht in dem ungelenken Bauernsohn erwartet.

„Na, Fräulein, hat unser Jörn Uhl Sie nachdenklich gemacht mit seinen Reden?“ fragte lächelnd Karl Rendler über den Tisch.

Da lachte sie hell auf. Haye wurde verlegen und still.

Sie gingen nicht mehr abseits in ihrer Unterhaltung und fielen auch nicht auf, als sie noch einmal heimlich

die Gläser anstießen und sich dabei in die Augen sahen. Als dann die Tafel aufgehoben ward und die jungen Leute vom Gut sich nach Brauch und Sitte empfahlen, weil sie in Stall und Scheune noch Arbeit hatten, waren Haye Hamkens und Hilde Bartels vertraut miteinander, und ihr gegenseitiger Händedruck wurde fest und warm. Hilde stand am Flügel in der Wohnstube, als Haye über den Hofplatz ging. Sie sah ihn im Schein des Mondes noch einen Augenblick stehen, und da dachte sie: was ist das für ein eigentümlicher Mensch ... Der Sohn des Gutsinspektors, ein Schelm und Schwerenöter dazu, suchte die Noten durch, bat Hilde um Begleitung am Flügel und sang mit geschulter Stimme das neckische Lönslied:

Du hast gesagt, du willst nicht lieben,
Und dich um keinen Mann betrüben.
Noch bist du jung, noch blüht der Mai,
Bald ist die schönste Zeit vorbei.

Der Birnbaum blüht nicht nur aus Freude,
Er blüht nicht nur zur Augenweide,
Kommt seine Zeit, kommt seine Zeit,
Dann ist er voll von Süßigkeit.

Drum schönes Mädchen, laß dich lieben,
Sonst wird sich einst dein Herz betrüben.
Dann bist du alt — und bist allein,
Und wirst die schönste Zeit bereu'n! ...

„Herliche Begleitung, gnädiges Fräulein,“ flüsterte der Sohn des Inspektors Hilde zu, bot ihr den Arm, und lachend schritten die beiden hinüber ins große Gartenzimmer, wo noch getanzt werden sollte.

„Sie haben sich anscheinend famos bei Tisch unterhalten, Gnädigste,“ sagte mit leisem Spott Erwin Stolterfoth.

„Hamkens ist ein eigener Mensch," entgegnete Hilde ruhig.

„Seine Bücherweisheit meinen Sie? Na, man merkt ihm die Kinderstube doch etwas stark an, finde ich."

Sie schwieg, denn sie wußte nicht, nach welcher Seite sich ihr Herz neigte. Als sie aber im Arm des schlanken Assessors lag, sich im Walzertakt drehte und in die blanken Augen des vornehmen Herrn sah, da verblaßte das Bild des einfachen Marschjungen schnell in ihrer Seele, die nur einen kurzen Augenblick lang verwundert zu ihm aufgesehen hatte . . . Sie lachte, als wenn sie sagen wollte: du lieber Gott, was will so ein wunderlicher, einfältiger Mensch in unserer Gesellschaft! . . .

Haye Hamkens aber saß in seiner Kammer und hatte Theodor Storms „Renate" aufgeschlagen. Er kam aber im Lesen nicht weit, denn seine Gedanken waren noch bei dem Mädchen mit den schmalen weißen Händen. Was müßte das für ein Leben sein an der Seite eines so klugen und feinen Weibes! Das Menschendasein hatte Tiefen, in die man immer wieder verwundert hinabsah. Was war das hier für ein helles, warmes Leben! . . . Er schloß die Augen und dachte an den dunklen Hof seines Geschlechts in der Marsch. Er sah den Vater einsam oben am Seedeich stehen und sah, daß er nicht zurechtkommen konnte mit den Dingen, die zu ihm kamen. Er sah den Bruder breit und mächtig in der Spur hinter dem Pflug schreiten. Und der wußte auch nicht recht, wohin er ging. Haye sah die Heimat wie ein Traumland fernher grüßend — den weißen Morgen, den blauen Tag, den roten Abend, die silberne Nacht. Aber seine Seele war nicht so heimwehkrank darnach, wie sie es hätte sein müssen.

Sie stand und wartete auf den Ruf, der sie heimholen sollte ... Doch es blieb still. Sieben Monde waren schon vergangen — — und keine Zeile, kein Wort war gekommen von Kerrin Heinen, die ihm Treue versprochen hatte bis zum Letzten. Sieben Monde lagen wie sieben Meere zwischen jenem Abend in der stillen Heide und dem heutigen Tag, wo er wieder dem Glück begegnet war. Und über diese sieben Meere war er gefahren in Sturm und Stille; immer weiter hinein in unbekannte Fernen, immer weiter fort von Kerrin Heinen. Ach — und nun wurde seiner Seele bange, daß sie in der Fremde bliebe. Es müßte schon sein, daß eine Windkraft aufstünde, die über ihn hinfuhr und ihn heimtrieb zu den Seinen.

*

Es geschah auch weiterhin mancherlei, was Haye Hamkens immer abseitiger machte auf dem Gut. Sie saßen abends auf der großen Diele beim Essen, als es vorkam, daß einem Deputatknecht ein Stück Brot unter den Tisch fiel. Er ließ es liegen, und da sagte Haye Hamkens über den Tisch weg: „Dat schall Minschen geben, de leewer stillswiegens de Fot öwer dat Stück Brot sett, wat se falln laten hebbt — as dat se sick dornah bückt. Mi dünkt, dat schulln wi nich dohn."

Der Arbeiter sah ihn zornig an und antwortete: „Dat is mien Sak, wat ick doh un nich doh. He hett mi hier nix to seggen."

„Brot is wat Hilliges, Jochen. Wer sick nah jede Dahr deep bücken mutt, de weet dat. Swartbrot is uns' best Kost, meen ick. Wi sünd alltomol son weeke Wittbrotminschen worrn. Wenn wi fröher as Jung an 'n Disch seeten, wenn dat Dischgebet spraken weer,

denn geef dat toers 'n Stück däftig Swartbrod un denn noch en, un Sünndags achternah 'n Snäd Wittbrod as wat heel besunneres. Wi beheeln dorbi gesunne Tähn un 'n sture Dart, wi kreegen Murr in de Knaken. Wer as Kind vör 'n hilliges Dahrnfeld stahn hett, wer sik üm jedes lütte Brodkurn hett hart möhen müß, wer nah sien Dischgebet twee däftige Snäden sleswigholsteener Swartbrod todeelt kreeg un blots Sünndags mol as Fierdagsteeken 'n Stück Wittbrod — de bückt sik noch as ole Mann ok nah 'n Stück Brod, wat unner den Disch fallt. Denn he weet: Brod is wat Hilliges!"

Der andere antwortete nicht. Nachher im Stall aber sagte er zu dem Futterknecht: „För dissen Kerl ut de Marsch möt wi uns wohren. De weet allns beeter."

Auch mit Rendler kam Haye nicht mehr so recht zu Gang. Einmal waren sie wieder zusammen in der Stadt. Sie gingen gegen Abend in ein Kaffeehaus, und der flotte Rendler rief ein paar Mädchen zu sich herüber, die er gleich duzte, und mit denen er sich hatte, als wenn sie sich schon lange kannten. Haye saß etwas bedrückt am Tisch, denn er wußte nicht, worauf das hinaus wollte. Als die Reden der Drei aber immer dreister und heißer wurden, zerriß ein Schleier vor Hayes Augen. Er kam sich niedrig und verächtlich vor in dieser Stunde und dachte nur immer an die Not der armen Menschenkinder, die ihr Heiligstes verkauften an jeden Bieter. Er stand auf und sagte absichtlich laut in seiner Muttersprache, so daß es im ganzen Raume zu hören war: „De Minsch is dat, wat he ut sik makt. Wullt mit, Rendler — ik gah!"

Da wurden die beiden Weiber gemein, und rundum stand ein häßliches Grienen über den Tölpel vom Lande in dem rotgedämpften Licht an den Tischen.

Die Musik spielte den Foxtrott, und nun schoben die Paare in dem schmalen Gang hin und her, als wenn sie ihren Menschenverstand verloren hätten.

„Sei doch nicht immer Spielverderber, Hamkens,“ raunte Rendler seinem Begleiter zu. Aber dieser zog den Mantel an, warf dem mitleidig lächelnden Kellner das Geld hin und ging breit und hoch aus der Tür des Hauses, wo die Menschen sich verkauften, als wären sie Vieh.

Gott in 'n hogen Heben — wat 'n Truerspeel, dachte Haye Hamkens nur immer wieder. War das die glänzende Weite, die man sah, wenn man über den festen Wall stieg und der Sonne entgegenstürmte? ...

Der Bauernsohn lag in dieser Nacht mit wachen Augen auf seinem Lager. Wo war die Hand, die ihn führen sollte, daß er nicht fiel und am Wege liegen blieb? . . .

X.

Auf dem Hamkenshof in der Marsch ging derweil das Leben seinen schweren Gang. Seitdem Haye in der Fremde war, stand Jürgen tiefer in der Arbeit. Er lief den Knechten im Werken voran, sodaß sie oft verwundert nach ihm sahen, als wenn sie sagen wollten: Riet di doch keen Been ut, Mann. De Hoff kriggt doch Haye und nich du!

Aber auch in anderen Dingen war Jürgen Hamkens ein Draufgänger. Beim letzten Ringreiten hatte er die schöne Gundel Gonnen haben wollen. Sie tanzte wohl einmal mit ihm, doch ließ sie ihn batz stehn und lief davon, als er zu ihr sagte: „Geihst hüt mit mi, Gundel?“ Da war Jürgen Hamkens wild und zornig geworden, blieb den ganzen Abend in der Schenkstube sitzen und ließ für jeden das Glas füllen, der an den Tisch heran kam.

„Wat makt Haye denn?“ fragten sie ihn.

„He studeert Bur,“ entgegnete der Gefragte höhnisch und schlug sein Glas auf den Tisch, daß es klirrte.

„Na, denn ward Hamkenshoff wull noch mal ganz modern,“ rief Fiete Johnsen.

„So lang, as ick up unse Stell sitt, nich,“ setzte Jürgen fest dagegen. „De Ohl meent Wunner, wat he för 'n Jung hett. Mit Bökerlesen un Geschichtenvertelln kannst keen Kalv grotfodern. Hier heet dat: lang to

mit de Arms, hol di vun 't Lief, wat butenlands passeert, smiet Geld up 'n Dutt!"

Das war ein Wort, sagten die, die um ihn herumstanden.

Der Wirt goß Grog und Teepunsch in den Saal und in die Schenkstube hinein, soviel er konnte, die Papiergeldscheine flogen, und der Lärm wuchs. Die große sinnlose Prahlerei mit dem billigen Notgeld des Vaterlandes, die wilde Verschwendung in Putz und Trunk und Tabak, die hartherzige Ichsucht der Menschen, die in den Kriegsjahren aufgestanden war und sich breit machte — — ach, all diese Dinge waren auch in die Marsch gekommen. Es war eine Sturmflut, die alle Deiche überschwemmte, alle Schleusen sprengte und alle Menschen in den Strudel riß. Da war kein Deichgraf, der diese Flut zurückhalten konnte, diese Sündflut, die viel schlimmer war als die vor hundert Jahren.

Wie sitzt der Jürgen Hamkens da mit breiten Fäusten und rotem Gesicht! Die Augen stehen ihm glasig im Kopfe, und das Wasser läuft ihm beim Sprechen aus dem Munde. Geht hinüber auf den Kirchhof und zählt die Gräber: — — Dreihundert und mehr Jahre zurück reicht der Name dieses Mannes, der hier sinnlos betrunken am Tische sitzt und mit dem Gelde wirft, als wenn es ein Dreck wäre. Ist *das* die Kraft, die aus der Erde strömt, die durch eine lange Menschenreihe läuft, auf und ab, auf und ab, bis sie endlich nach hundert Jahren hochschlägt wie eine steile Flamme vom Erdboden bis zum Himmelsrand hinauf? . . . Ist das ein Stück von dem stolzen Deichvogt Hinne Hamkens und der feinen Metta Melfsen, von welchem Paar der Pastor Magnus Wollisen einst gesagt hatte, daß es sei, wie wenn der brausende Sturm sich mit dem

Meer vereine, und daraus die große Kraft komme und herrsche? . . .

Nein, wahrhaftig nicht!

Dazu braucht der Herrgott keine hundert Jahre, um so ein Gewächs hochzukriegen. Das steht seit Anbeginn der Welt auf der Erde, wuchert breit und frißt Sonne und Wasser — und verdorrt eines Tages ohne Frucht. Das Leben muß noch etwas mehr ausmachen, als arbeiten und Geld auf den Haufen werfen. Da muß in der Krone der Schöpfung noch irgend ein funkelnder Stein sitzen — sonst ist sie nicht wert, daß ein Ewiger sie in die Hand nimmt.

— — — — — — — — —

Am Tor des Hamkenshofes hing wieder das Zeichen des Deichvogts: ein Seeadler mit gespreizten Fängen. Heme Hamkens trug das Ehrenamt der Friesen mit Stolz und Umsicht. Er war viel draußen an der See, obwohl er ganz gewiß wußte, daß der Steindeich hielt und stehen würde im schlimmsten Sturm. Aber sein Sinn und seine Sorgen gingen nach der andern Seite hinüber. Da sah es bös aus. Die Sommerdeiche waren nicht hoch genug gewesen. Und nun schlugen die Wellen der Zeit über den Damm, den Friesland sich gebaut hatte in alten Tagen. Und sein eigener Junge war drauf und dran, in der Flut zu ertrinken, die nach dem verlorenen Kriege über das ganze Vaterland gegangen war. Alle Woche einmal und Sonntags daneben kam der Jürgen betrunken heim. Gewiß, er arbeitete dann nachher wie ein Pferd, er war hinter dem Geld her mit einer wahren Wut. Aber er warf es auch wieder mit vollen Fäusten von sich, und seine Gesundheit und sein Ansehen flogen hinterher. Mehrmals war der Deich-vogt nahe daran gewesen, ihn vom Hofe zu jagen. Aber

er brauchte ihn, er konnte und wollte die große Stelle nicht mit lauter Fremden halten. Wenn nur die Seike nicht so früh dazwischenraus gegangen wäre! Und doch neidete er ihr die Ruhe und den Frieden drüben auf dem Gottesacker. Daß wenigstens der Aelteste das halten wollte, was er sich von ihm versprochen und was er in ihn hineingeworfen hatte von klein auf. Von ihm selber kam wenig Kunde; doch Brinkmann schrieb nichts schlechtes über ihn. Seine Gelehrtenkiste freilich hatte man ihm nach Herrnkamp nachsenden müssen, sodaß er wohl auch dort mit Schiller und Goethe und mit der Bibel unter der Lampe saß. Aber diese verrückte Liebschaft mit der Moorkatze war gottseidank aus und vorbei. Der fremde Wind würde ihm wohl den Kopf kühlen.

So dachte der Deichvogt. Und dann kam wieder der Alltag und warf ihm Schutt und Unrat auf den Weg, sodaß er schier verzweifelte und zwischen Zorn und Herzeleid dahinging, ärmer als sein ärmster Knecht.

*

Viel kleiner als auf dem Hofe in der Marsch war die Not auch nicht in der Kate drüben am Moor, seitdem Haye Hamkens über den festen Wall in die Fremde gegangen. Als die beiden jungen Menschen an jenem lichten Abend vom Wiechelteich hinaufwanderten in das wilde Moor, hatte Haye zu Kerrin gesagt: „Du schaß bi mi sien, lebenstiedlang. Ick meen bald, du büß ümmer bi mi weß.“ Sie war glühend vor Glück stehen geblieben, aber dann war in ihre Augen eine leise Trauer gekommen: „Grotvadder will nix vun di weten.“

Da war er prahlig und zornig geworden: „Wat hett dien Grotvadder to seggen! Ick krieg den Hoff, un

denn liggt dat Leben blank un fein vör uns, Kerrin.“ Sie wurde verwirrt, denn sie verstand den ganzen Sinn seiner Worte noch nicht. Sie fühlte aber seine warme Liebe, und darum mochte sie nicht sagen, was sie dachte: Arm un riek, grot un lütt — se hörn nich tohop . . . Als sie dann bald in die Nähe der Moorkate gekommen waren, hatte sie ihm bedeutet, daß er nun umkehren müsse, denn der Alte dürfe ihn nicht sehen. Haye hatte sich auf den Schimmel geschwungen, hatte sich mit glänzenden Augen noch einmal auf sie herabgebeugt und ihr schimmerndes Haar geküßt — — und dann war er hinausgeritten in die schweigende Nacht, die ihm feierlich mit tausend Sternen leuchtete.

Aber Klement Ketelsen hatte sein Tochterkind doch bei dem Reiter stehen sehen. Er stand in der Tür mit einem Gesicht voll Zorn und Angst: „Wo blifffst du, Deern, wo büß weß?!“ Er faßte sie hart am Arm und stieß sie in die Stube hinein. „Heff den Rieder wull sehn,“ fuhr er sie an, „disse Slagg Herrn kennt man!“ Und nun warf er die ganze Vergangenheit auf, schreckte das Mädchen mit dem Schicksal der Mutter und redete sich so in die Erregung hinein, daß er schließlich in ein Greinen und Weinen verfiel, das unheimlich durch die Stube lief.

Kerrin lag die ganze Nacht mit wachen, unruhigen und bangen Sinnen, denn sie fühlte wohl, daß der Großvater es gut mit ihr meinte, aber auf der andern Seite stand die Liebe und rief hinaus in das warme Leben.

Die Tage kamen und gingen. Die stille Welt in der einsamen Moorkate zeigte garkeine Veränderung. Der Alte rührte mit keiner Silbe mehr an den Dingen, die heimlich in der Seele von Kerrin Heinen standen. Sie

wagte nicht daran zu rühren. Aber ihre Augen hatten einen weiten Blick, wenn sie über die Heide ging, und ihre Ohren lauschten immer hinaus in die Ferne.

Er würde wiederkommen, das wußte sie . . .

Als aber die Tage zu Wochen und die Wochen zu Monden wurden, und es kam nichts — kein Brief, kein Zeichen, kein Gruß — da schwand die Hoffnung fast aus der Mädchenseele. Sie tat still ihre Hausarbeit, und wenn die Nächte kamen, weinte sie die Not in ihre Kissen hinein.

„Sühst nu, wat vun son Oart Herrn to holen is," hatte eines Tages der Alte gesagt, als er sie mit verweinten Augen stehen sah. „Sla di doch sowat ut den Kopp, Deern. Man schall nümmer höger griepen, as man langen kann."

Da hatte sich der Stolz und das Vertrauen wieder in ihr Herz gestellt. Sie stand mit schreckhaft großen Augen vor dem Alten und sagte: „He bedrüggt mi nich. Haye Hamkens kümmt wedder! Ick will töben up em — un wenn 't bit an mien Graff is."

Klement Ketelsen war darauf ohne ein Wort hinausgegangen. Kerrin Heinen aber lag auf den Knien und rief den Herrgott zum Helfer herbei, denn sie konnte die Stimme ihres Blutes nicht überschreien.

Aber als es dann Sommer wurde und Herbst und die letzten Torfstecher aus der Marsch bald wieder das Moor verließen, da lief sie in ihrer Not zu dem Knecht vom Hamkenshof hinunter, der Torfsoden auflud, und fragte ihn in ihrer verwirrten Angst geradeheraus: „Is Haye krank?"

„Haye?" der Knecht sah voll Erstaunen auf das junge Mädchen. „He is doch all lang in 't Holsteensche."

Da mochte sie nicht weiter fragen. Aber in ihr klang es: „Sühst du wull, sühst du wull! He is nich mehr up 'n Hoff. Sunst weer he all lang mal kamen." Wie sie dann aber daran dachte, daß er doch einmal hätte schreiben können in all der Zeit, wurde ihr Herz wieder klein und traurig.

Mit müden Schritten ging sie zur Hütte hinüber und wußte nicht, wohin mit ihrer heimlichen Not.

*

Das war im Anfang. Die Tage standen auf und wurden zu Wochen. Nebel lag über dem Land und nahm jede Sicht. Die Wochen stellten sich nebeneinander und wurden zu Monden. Hart war ihr Tritt und kalt ihre Hand. Die Monde schlossen sich zu Jahren. Unergründlich schien ihr Gesicht und streng ihre Stimme . . .

In der Marsch saß ein Mann mit zusammengebissenen Zähnen und wartete auf die Kraft, die da kommen sollte und alles wieder gut mache.

Im wilden Moor lag ein Kind mit verweinten Augen und hütete eine scheue Flamme, die nicht ausgehen durfte, weil sie die letzte kleine Wärme in sich trug, die ein Mädchenherz haben muß.

In der Knechtekammer des großen Gutes drunten im Holstenland stand ein Mensch mit gefalteten Händen. Seine Seele war ruhig und gelassen, denn sie wußte, daß der Windstoß kommen würde, der die Nebel vertrieb, die Hand hochriß und die Stimme zu ihm brachte, die ihn rief zu Tat und Glück.

Tage, Wochen, Monde, Jahre braucht das Schicksal; denn in des Herrgotts Hand sind sie wie Tropfen aus dem Ozean der Zeit.

*

In der klaren und wahrhaftigen Welt des großen Gutes weitete sich der praktische Blick des Friesen. Haye Hamkens wurde ein breiter, sicherer Bauersmann. Wenn er aber aus der warmen Sonne und Sattheit heraus in die nahe dumpfe und brausende Stadt kam, wo die immerwährenden Rhythmen der Maschinenarbeit verworren zu ihm heraufrauschten, dann sah er in plötzlicher Erkenntnis die Wurzeln der Not des Vaterlandes, und seine Seele bebte.

Einmal saß er des Abends wieder in seiner stillen Kammer und sann sich hinein in die Wirrnis der Zeit. Er grübelte heiß und mühevoll über das, was wohl werden sollte mit dem Volke der Deutschen, das nun so elend zertreten am Boden lag und sich in Ketten schlagen lassen mußte von harten Feinden und elenden Verrätern. Als seine Sinne den Weg voraus nicht mehr klar sahen, ging er zurück, weit zurück. Und da fand er wieder Glauben und Hoffnung. Er schrieb in sein Tagebuch diese Worte hinein:

... De Not steiht uns bit an 'n Hals. Aber de leewe Gott ward uns nich sacken laten. Dreemal hett he all een Ries' vun Mann kamen laten in Dütschland. Dat erste Mol, as de Minschen meenten, se künnen sick mit Geld de Seel frieköpen. Dor leet de Herrgott 'n Mann upstahn, de sä slankweg: Dat is Lögenkram mit den Ablaß, dat is 'n Irrglow mit de Bicht un Sünnenvergebung dörch sünnige Minschen. Ick gah dor gegen an. Hier stah ick, ick kann nich anners, Gott sie mien Hölper! — Dor leepen de Minschen Storm gegen dissen hogen dütschen Mann. Awer he bleef fast. He schreew uns' de dütsche Bibel, verklor uns wunnerbor eenfach de teihn Geboten, he sung uns dat Trutzleed „Ein feste Burg ist unser Gott“. Un nah dusend Johr ward de

Minschheit noch weeten, wer mit 'n Hamer gegen de Sloßkarkendöhr in Wittenbarg slaan hett: Martin Luther, de Ries' ut Gottes Hand.

Un dor keem nah veele hunnert Johr werrer 'n Tied vull Unroh un Not öwer Dütschland. Vun alle Sieden leepen se gegen uns' Land an. Weer keen Tosamenholt in uns' Volk. Süd un Nord, Ost un West streewt ut'neen. Dor stünn dor op eenmal werrer 'n mächtig groten Mann up un sä liekto: „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt!" Dit starke Trutzwort weer werrer so'n Hamerslag ut de Herrgott sien Smäd. De Minschen verfehrten sick, un denn güng de Larm los. Awer uns' Land bleef frie, un uns' Volk wör grot. Un noch in dusend Johr gaht de Minschen still un fierlich dörch 'n Sachsenwold, un vun de Eeken ruuscht dat heemlich un hillig dal: Sinnig, sinnig, Minschenvolk, hier slöppt Bismarck.

Awer denn nah 'n helle rieke Tied op eenmal werrer Storm un Striet op de Welt. As hungrige Tigerdeerten sprüng s' gegen Dütschland an. Een breeden Blotstrom leep dörch uns' Land. In Osten slögen de Flammen to'n Heben un güng 'n Wehdagschrie herop nah 'n Ewigen: Help uns doch! . . . Dor lach he werrer sinnig un god, de leew Herrgott. De drüdd Ries' stunn op eenmal vör uns. Un Millionen Minschen sä'n dat eene Wunnerwort „Hindenburg!" Un wat noch keen Tied un keen Volk beleewt harr — nu würd 't Wohrheit: Een lütt Land heel sick lange Johrn gegen de ganze Welt.

Wi wöllt mal 'n Ogenblick stillstahn un dusend Johr trüch un dusend Johr vörut denken. Wi ward denn ganz lütt. Wi seht denn blots ümmer öwer all'ns henweg de grot allmächtige Gottshand un seht sien

sinnig Lachen. Un dree grot Riesen seht wi, deren Nam's öwer Johrhunnerten weglüchten as Flammen vun de Eerd bit nah 'n Heben . . .

An diesem Abend sah Haye Hamkens hochgemut in die Zukunft. Der Herrgott würde wieder eines Tages, wenn die Not am größten, einen noch größeren Mann der Tat senden, der Deutschland emporführen werde aus der Dunkelheit ins Helle.

Aber es kamen auch Stunden, da wurde seine Seele ganz klein und verzagt.

Er war in diesen Tagen wieder einmal in der Steinwüste gewesen. Mitten in einen Demonstrationszug war er hineingekommen und hatte so dem verbitterten Alltag ins harte Gesicht gesehen. Nun wanderte er sinnend viele Stunden lang den Weg zum Gut Herrnkamp zurück, denn die Bahnen lagen still unter dem Druck der Unruhen. Was ist das für eine laute, wirre Zeit, in der wir leben, dachte er . . . Da stehen wir gegeneinander auf und schütten uns die Brunnen zu, aus denen wir doch alle trinken sollen. Da sagen wir: das ist schuld und dies ist not, und reißen uns das letzte bißchen Freude aus dem Herzen, wo wir doch sehen sollten, wie wir uns am besten helfen. Als uns in den dunklen Tagen des Jahresschlusses 1918 jählings alles unter den Füßen wegbrach, griffen wir verzweiflungsvoll nach dem ersten besten. Vieles davon glitt uns freilich als schwach und morsch aus den krampfenden Händen. Was sich aber als zäh und stark und gesund erwies, hielten wir in unserer Not umso fester. Ein starkes Fundament für die erste notdürftige innere Wiederaufbauarbeit war und blieb die H e i m a t. Wohl hatten wir in den unerhört großen und schweren Jahren, wo Blut und Flammen um unser Land lohten

bis zum Dachfirst hinauf, den Begriff „Heimat" inniger als vorher erfaßt. Wohl ging ein heißer Strom lebendiger Liebe ununterbrochen vom Vaterlande hinaus in die Kampflinie und kam ebenso heiß und heimwehstark von dort zurück nach dem Lande der Kindheit. Aber in seiner allertiefsten Bedeutung wurde uns das Wunderwort Heimat doch erst bewußt, als wir zerbrochen und zerschlagen, aus tausend tiefen Wunden blutend, der brutalen Fremdheit fremder Völker ausgeliefert werden sollten. Da griffen wir mit bebenden Fingern nach den uralten Gütern unserer Vorfahren. Da warfen wir dem zersetzenden, unrastvollen Parteihader die große steile Flamme der deutschen Vaterlandsliebe entgegen, die uns allen ohne Unterschied weite, helle Wege weist, und die uns die frierende Seele wärmt mit stiller Kraft. Vielleicht war letzten Endes der Umstand, daß in dem großen Steinmeer der Städte Abertausende ohne Heimatglauben aufwachsen müssen, schuld daran, daß wir den gigantischen Kampf verloren. Denn woher soll ein Mensch ohne Heimat und Ewigkeitsglauben die Kraft nehmen, die die Liebe und die Treue für das Wunderland der Kindheit uns mitgibt in allen Nöten des Lebens? . . .

Als er mit solchen Gedanken heimging und sich inwendig mühte mit den schweren Dingen der Zeit, holte ihn ein Mann ein, und sie kamen miteinander ins Wort. Haye Hamkens breitete seine Sorgen und Hoffnungen vor dem andern aus, der eine zeitlang still zuhörte und dann ruhig und gelassen sagte: „Dat is je so, as Se seggen. De Grotstadt is de harde Fust, de de Minschen an de Görgel sitt."

Da wurde Haye Hamkens froh, daß er einen gefunden hatte, der mit ihm ging. Er wollte die Seele des Mannes da neben sich aus dem kleinen Kreis des täglich Notwendigen in den höheren des deutschen Idealismus hinaufheben, als er fortfuhr „Ach, mein lieber Freund, es ist doch schon vieles wieder besser geworden. Wir müssen ins Licht sehen und nicht in den Schatten! Der Gesundbrunnen Heimat übt seine tiefe, klare Wirkung aus auf die kranken Seelen der Menschen. Und immer neu quillt die unerschöpfliche Kraft aus dem heiligen Boden, der uns trägt, und auf dem das kommende Geschlecht wieder groß werden soll in einem Leben, das Taten aufweist und das der Welt zeigt: Deutschland ist nicht tot; das deutsche Volk steht auf gesundem Fundament und reckt die Arme wieder der Sonne entgegen! Die Zeit ist da, wo uns schwielige treue Hände lieber sind als weiße und gepflegte, wo ein schlichtes Wort uns gegenseitig näher bringt als der ganze heuchlerische Gesellschaftsplunder vorher. Die liebe Einfachheit ist wieder mitten unter uns. Auf der Kanzel in der Kirche erklingt die plattdeutsche Muttersprache; sie greift ans Herz, daß sich die Menschen wundern und dem ewigen Gottvater auf einmal viel näher stehen, sodaß er seine allgütige Hand auf ihre Häupter legt: Siehe, ich bin bei euch alle Tage! . . . In den Sälen, wo die junge Welt sonst so tief in den Scheinglanz fremder Tanzlust hineingetaumelt war, steht auf einmal hier und da im einfachen, wunderfeinen deutschen Bauernsonntagskleide das blonde Mädel und freut sich über die alten schönen Volkstänze, zu denen die Harmonika die Weise spielt. Am Instrument daheim sitzt der Junggast im Volksliedklang, dieweil seine Deern dazu innig und

schlicht die feine Weise singt. Bei trautem Lampenlicht sieht man die Alten sitzen über dem Bibelbuch oder über Goethe, Hebbel, Storm, Bismarck. Sonntags wandern Ungezählte hinaus in den großen Garten Gottes, um Zwiesprache zu halten mit der Natur. Und jemehr die Heimat Macht über den Menschen gewinnt, um so klarer erkennt er die Halbheit des lauten Lebens, wie es sich in der Masse oben und unten abspielt. Noch ist viel Irrung und Wirrung in den Seelen unseres Volkes. Aber die gesunde Erkenntnis von dem wahrhaft Guten, Edlen und Schönen wächst doch von Tag zu Tag."

Als Haye Hamkens einen Augenblick schwieg, sagte der andere: „Wir ringen nach Luft und Licht, nach Freiheit und Recht. Wir wollen als Menschen der Arbeit teilhaben an den Gütern des Lebens."

„Freiheit ist ein hohes stolzes Wort," entgegnete Haye. „Aber was heißt Freiheit! Ernst Moritz Arndt sagt so: ‚Die Freiheit ist kein leerer Traum und kein wüster Wahn, sondern in ihr lebt dein Mut und dein Stolz und die Gewißheit, daß du vom Himmel stammst. Da ist Freiheit, wo du leben kannst, wie es dem tapferen Herzen gefällt, wo du in den Sitten und Weisen und Gesetzen deiner Väter leben darfst, wo dich beglücket, was schon deinen Ureltervater beglückte, wo keine fremden Henker über dich gebieten, und keine fremden Treiber dich treiben, wie man Vieh mit dem Stecken treibt.'

Im Besitz der Heimat liegt Freiheit, sage ich. Gott sei Dank, nun quillt der alte, fast vergessene Gesundbrunnen auf einmal wieder das frische Quellwasser, den klaren Grundwassersprudel über das verstaubte niederdeutsche Volk hin. Der Bauer reckt sich

hoch und wirft den Pflug trotzig in das dampfende Land. Der Bürger greift nach Handwerkszeug und besinnt sich auf die alte, gediegene Hauskunst vergangener Zeiten. Der Gelehrte gräbt sich tief hinein in die unergründliche Welt deutschen Wissens. Der Arbeitsmann sucht im Frieden des Feierabends das stille Hausglück in der Familie. Und wenn auch schwer die Hand der Notzeit alle bedrückt, wenn die Leidenschaft der Parteien auch immer wieder die Seelen verwüstet, und wenn das Leben oft im Wirbel des Geschehens aus dem stetigen Gleis der Gewohnheit geworfen wird — es steigt doch überall und immer größer werdend die feine Erkenntnis auf, daß die Heimat jene verborgenen Kräfte hat, die uns aus dem Schlimmsten heraus bringen können. Unsere Wurzeln gehen tief hinein in den alten Mutterboden. Unsere Sprache hat uralten Klang, und u n s e r Wesen und Volkstum wird sich aus der ersten dumpfen Betäubung des fürchterlichen Zusammenbruchs am ehesten wieder zur klaren Selbstbesinnung durchringen. Die verdammte Verwirtschaftlichung des Lebens, die zerfressende Ungesundheit des Materialismus und des Maschinengeistes, die verarmende Entfremdung von Gott und Natur, von Idealismus und Menschentum ist vielen durch die Fackel der Not doch erschreckend klar und groß vor Augen getreten. Und nun beginnen wir — leise und zaghaft zunächst — die Trümmer fortzuräumen, damit unsere Seele wieder Raum und Flügelkraft erhält. Tief, tief neigen wir uns nieder zum alten Gesundbrunnen der Heimat und trinken uns satt und stark an der klaren Quelle unseres ureigenen Lebens und Wesens. Wenn unsere Feinde es könnten, würden sie diesen tiefen Brunnen zuschütten, — denn sie ahnen

schon heute, daß er unser krankes Volk gesund machen wird, sodaß es wieder Sonnenglauben bekommt und Selbstvertrauen."

Haye Hamkens hatte sich frohen Mut ins Herz geredet; nun sah er mit großen Augen ins Weite, sah die klare Kimmung — die Abendsonne brach durch den Dunst der fernen Stadt und umfaßte mit warmen Lichtarmen die Menschen und ihre Sorgen.

Der fremde Mann ging noch ein Weilchen tief in Sinnen neben seinem Weggenossen her, dann aber blieb er stehen und sagte hart: „Dat is all ganz god un schön, wat Se dor seggen — — ober wi Arbeitslüd möt ers mol 'n heele Taß up 'n Disch hebbn, worut wi drinken könt. All dat annere liggt wiet weg vun uns."

Da verwandelte sich der frohe Glaube des Dichters in eine stumme Traurigkeit. Mutlos und müde kam er zum Hof, saß lange in seiner dunklen Kammer und konnte sich nicht dazu aufraffen, sein heutiges Erlebnis ins Tagebuch zu schreiben. Wenn es wahr wäre, daß die Menschen in den Städten aus Scherben trinken müßten, dann durfte man sich nicht darüber wundern, daß sie ins Wirtshaus liefen, um aus Biergläsern und Branntweinflaschen ihren Durst zu löschen, und so immer weiter ins Gestrüpp gerieten . . .

*

In all diesem Suchen und Sehnen, Begreifenwollen und Rätselraten ging für Haye Hamkens die Zeit hin. Seine Glieder reckten sich in die Breite, nur sein Kopf behielt das Knochige und Kantige. Das Leben stand jeden Tag wieder neu vor ihm mit einer fremden, wunderlichen Gabe. Er sah überall ein Leiden und

Lachen, ein Wachsen und Sterben. Wenn der Feierabend kam und er im halblichten Raum seiner Kammer saß, dann fing er wohl heimlich das Schreiben an. Er hatte zuerst dabei ein beklemmendes Gefühl, denn es war ihm, als stehe er vor einer grundlosen Tiefe, aus der er nun Schätze und Kostbarkeiten heraufholen sollte. Er fing hier und da einen verwehten Klang auf, wie etwa diesen hier, den er seiner Heimat widmete:

Ich möchte wohl in junger Kraft
Einmal ein Lied zum Ruhm dir singen,
Das müßt' in loher Leidenschaft
Wie Sturmwindwehn, wie Brausen klingen,
Es müßte weit und groß und hehr
Der Allmacht Melodien tragen
Und so von Deich und Marsch und Meer
In ihren tausend Wundern sagen.

Allein — mir wird so still zu Sinn
Wie in des Gotteshauses Hallen . . .
Ich fühle, daß ich nur berufen bin,
Vor deiner Schönheit in die Knie zu fallen.
Ich fühl's, daß ich nur stammeln kann,
Denn das Erinnern rührt mit leisem Wehe
Die güldnen Jugendträume an,
Heimat, in deiner lieben, stillen Nähe. . . .

Aber wenn er dann die Verse las, sah er die Unreife und wurde vollends traurig und mutlos, wenn er vergleichend die schweren, erschütternden Gesänge von Storm und Liliencron las. Das Herzklopfen und die heimliche Freude an seinen eigenen Reimen, wie er sie vor Jahren als Junge empfunden hatte, blieben aus. Er ahnte, daß irgend eine große, göttliche Unterkraft kommen müßte, wenn er wirklich ein Dichter und Seher werden sollte, der seinem Volke mit einem

herben und wuchtigen Wort etwas werden könnte. Zuerst glaubte er, daß die Not so eine tragende Kraft sei. Sie wühlte seine Seele auf, sie riß ihn hoch zu Tat und Willen — aber sie allein war kein Pflug für seinen wartenden Acker ... Die Freude, dachte er dann, müsse es sein, die seine Leyer aufrauschen lasse, daß die Menschen stille ständen und sagten: o — hör — was ist das für ein starker Ton! ... Das Heimweh sei auch so eine Kraft, die über den Alltag hinausgreife und die Dichterseele aufwecke, daß sie singe und sage von Leid und Freud, von Abschied und Wiederkommen ...

Aber es war alles nicht das Rechte!

Wo stand die Kraft für Haye Hamkens, die Brände in sein Herz werfen konnte, daß eine Flamme hochging bis an den Himmelsrand?! Ach, er mußte noch lange suchen und irren, ehe er wußte, daß nur die Liebe jene wundersame Gotteskraft ist, die den Dichter segnet mit schweren, herrlichen, kühnen Mythen, auf daß er singe und sage mit einer herben Kunst, die Durstende erquickt und Hungrige sättigt.

Die schweigende Liebe zu Kerrin Heinen war für Haye Hamkens ein heimliches Feuer, das er hütete mit zitternden Händen. In fernen blauen Weiten wußte er einen schlafenden Wind, der eines Tages aufstehen und mit wachsender Gewalt durch die Lande und über die Meere stürmen würde, bis er ihn erreichte, seinem Schiffe die Segel straffte und ihn heimtrug zu Glück und — Arbeit.

Zuweilen — wenn er ganz weit hinaushorchte, dann vernahm er eine leise Stimme, die ihn rief. Aber er wagte noch nicht zu antworten, denn er wußte, daß auf

Hamkenshof ein Schwert in der Erde saß, und daß man nicht wissen konnte, wen es traf.

So gingen die Jahre hin. Eigentlich schöne, starke und wertvolle Jahre. Immer die Hand am Pflug und den Kopf im Nacken. Immer am steilen Ufer des breiten Lebensstromes, der rauschend vorbeizog mit beladenen Kähnen, leeren Flößen, lustigen Ausflüglern und armen Schiffbrüchigen. Immer in einem großen Saal, wo Luther und Goethe, Bismarck und Storm und Hebbel und viele andere berühmte Männer ein- und ausgingen, herrliche Reden hielten und mächtige Weissagungen offenbarten. Immer im Halbdunkel stehen und hinaussehen ins Helle, wo die Zukunft sich dehnte, — endlos, rätselhaft und hoffnungsvoll . . .

*

Der Gutsbesitzer Franz Brinkmann auf Herrnkamp sitzt an seinem Schreibtisch im Arbeitszimmer. Er hat einen aufgebrochenen Brief vor sich liegen, die scharfen Augen gleiten über die Schrift; man sieht aber, daß der Gutsherr mit seinen Gedanken anderswo ist, denn je und je blickt er auf und bläst nachdenklich eine blaue Rauchwolke vor sich hin. Da klopft es scharf an die Tür, und auf das „Herein" des Herrn tritt Karl Rendler über die Schwelle.

„Setzen sich, Rendler," sagt knapp, aber mit einer wohlwollenden Wärme der Gutsherr, indem er gleichzeitig dem Nähertretenden die Zigarrenkiste hinhält. Nach einer Pause, in der man sich Feuer schlägt, lehnt Brinkmann sich zurück, heftet den Blick fest auf den ihm Gegenübersitzenden und fragt: „Sagen Sie mal, Rendler, was halten Sie von Hamkens?"

Der Gefragte weicht aus: „Wie soll ich das verstehen, Herr Brinkmann?“

„Na, ich meine so: sitzt 'n Bauer in dem Mann oder nicht?“

„Hamkens ist ein fleißiger, treuer Mensch, wenn —“

„Reden Sie frei heraus, Rendler. Dieser Brief verlangt das von uns.“

„Er geht so seine eigenen Wege, Herr Brinkmann.“

„Sie meinen, weil er nicht trinkt und tanzt und weil er viel bei den Büchern sitzt?“

„Gestern morgen las er den Knechten und Mägden auf der Diele ein Stück aus der Bibel vor. Als ich ihn hierüber zur Rede stellte, sagte er mir, die Leute müßten auch ihre Sonntagsstunde haben, weil sie nicht den weiten Weg nach Olenbek in die Kirche machen könnten.“

„Ist der Kerl verrückt geworden? Was sagen denn unsere Leute dazu?“ stieß Brinkmann verwundert heraus.

„Einige lachten, aber die meisten waren ernst und still. Er hat ihnen übrigens auch schon öfter plattdeutsche Geschichten vorgelesen. Er schreibt auch Tagebücher, und daß er die halben Nächte bei seiner Eichenkiste sitzt, wissen Sie ja, Herr Brinkmann.“

„Na gut, — aber sagen Sie mal frei heraus, Rendler, hat der Hamkens das Zeug in sich, eine größere Hofstelle zu übernehmen? Er ist ja nun bald zwei Jahre hier, und wir müssen dem alten Herrn Rechenschaft geben. Das Fahren ist ja gut, habe ich gesehen, aber wie ist es im Stall und auf dem Felde?“

„Er ist treu, wie ich schon sagte. Aber er geht bei allem so tiefdenkerisch vor. Es ist schwer, wenn man ihn irgendwohin mithaben will; dabei kann er sich in

eine große Begeisterung hineinreden, sobald es einer Sache gilt, die ihm am Herzen liegt. Er ist dann ein ganz anderer Mensch. Uebrigens, morgen Abend zum Silvester will er den Leuten in Olenbek etwas vorlesen."

„Is nich zu glauben — na, ich danke Ihnen, Rendler. Sein alter Herr schreibt mir eben, daß er den Aeltesten nun bald gebrauchen könne, wenn er inzwischen einen klaren Kopf und ein paar feste Hände hier bei uns bekommen hätte. Ich denke, wir lassen ihn zum Sommer gehen. Fahren Sie mich morgen Abend mal nach Olenbek, Rendler. Möchte mir den Künstler doch mal anhören."

„Jawoll, Herr Brinkmann," sagt Rendler und verkneift sich ein Lächeln.

— — — — — — — — —

Der kleine stickige Saal bei Butenschön auf Olenbek ist gedrückt voll Menschen. Erst spielt die Hauskapelle einige Stücke, dann singt ein gemischter Chor ein paar Volkslieder. Und dann betritt Haye Hamkens die Bühne, deren Petroleumlampen ein dunstiges Licht auf die Gesichter der Männer und Frauen werfen, die bis an die Rampe herandrängen.

„Mien leewen Frünn," beginnt Haye Hamkens, „wat hebbt wi dat god hier up 'n Lann. Kiek mal röber nah de armen Minschen in de Stadt! De hebbt keen Heimat un keen Jungstied — — ja, de hebbt nich mol Tied to leben, knapp mol to starwen. An jemehr groten Karkenklocken deelt se de Stünn in veer Stremels in, un alle Ogenblick röppt de grot Klock lud öber de Steenstraten hen: Bimm-bamm-bumm, all wedder 'n Viddelstünn Lebenstied um, bimm-bamm-bumm! — Bi uns hier hett de Stunn blots

twee Stremels, un alle dörtig Minuten geiht langsam un fierlich de Klockenslag över uns weg. Wenn se in de Stadt denn dörch 't Leben rast sünd mit de Tung ut 'n Mund, un 't Starben is so wiet — denn geiht dat ok all noch Hals över Kopp. Groten swatten Wagen kümmt vörrasseln, de Sarg ward gliek weghalt — keen nimmt de Hot aff, keen steiht 'n Ogenblick still ... . Bi uns, dor steiht de Liek fierlich un fein in de best Stuv 'n poor Dag bi brennen Lichen un hillige Stillheit. Un denn geiht naher allns heel ernst un deepsinnig mit to Kuhl, un de Klocken lüden langsam un fierlich över 't Land: Wedder een bleben! . . .

Lat uns man tofreeden sien hier up 'n Lann mit uns' slicht un fram Leben. Wi stahn hüt abend nu werrer för 'n grot swatte Port — — dat niege Johr. Wat liggt güntsiet? Wi weet nix. Awer wi gaht mit faste Hann ran! Ick heff 'n lütt Riemels makt to hüt abend. Lat mi dat upseggen:

De Tied is vull vun Biesternis,
Man süht keen Lich an 'n Heben.
Wer will ut all de Düsternis
'n hellen Wegg uns geben? . . .

Se bruust un suust up uns hindal,
De willen Notgewalten.
Ick aber glöw in all de Qual
An 't grote Händefalten.

Ick glöw, dor kümmt 'n hellen Schien,
Kümmt grot un liekes liesen;
De ward ut Nacht un Not un Pien
Den Heimatwegg uns wiesen.

So riet de Port to 't niege Johr
Man mit 'n Lachen apen.
Du warst dat Licht an 'n Heben wohr
Un schaß dat Glück wull drapen! . . .

Ein lauter Beifall steigt hoch, und Haye Hamkens lacht vor Freude über das ganze Gesicht. Er liest nun noch ein paar lustige Stücke vor, inzwischen wird gesungen und gespielt, und dann stellt er sich noch einmal auf die Bühne und sagt:

„De Tieden sünd drang un leeg. Se hebbt uns dal up de Knee. Ick bün vun de freesche Kant tohus, un dor is dat fröher all mol so west. De Amtmann Hinnig Pogwisch vun Tondern schlög mit de Fust up 'n Eekendisch, un denn föhr he sülben röber nah Sylt, wo se de Zins nich betahln wulln. Mit sien Knechen kümmt he röber un gliek in 't erst' Hus, wo Pidder Lyng bi de Kohlsupp sitt, gaht se rin un verlangt dat Geld. Dor reckt Pidder sick hoch un seggt: Treck aff mit dien Hungergeselln — bi uns heet dat: Leewer dod as Slav! Dor ward de Vagt wild, spiegt in den Kohlputt rin un schriet: so, nu freet dorvun, du freesche Swien! Een Sprung deiht Pidder, een Griff deiht he un slept den Frevelvagt an 'n Disch un dükt sien Kopp in den glönighitten Brie — bit he dod is. De Knechen steken Pidder Lyng dal, aber noch in 't Starben segg he sien Herrnwurt: Leewer dod as Slav! . . . Ick heff hüt 'n Gedich up Pidder Lyng lesen. Hier is dat:

Pidder Lyng, wak op! Stah op un roop
Nedderfassen un Freesen tohop!

Wi staht bit an den Hals in Schann'n,
De Not geiht dörch de dütschen Lann'n

Un ringt de Hänn' so sorgenbleek,
De Storm ritt an de Duppeleek.

De ole Fiend steiht an de Döhr!
Wi hebbt keen Swert, wi hebbt blots Wöer.

Wi könnt blots stahn in Schann' un Scham
Un bieten fast de Tähn tosam.

Een hoge Kraft, de deiht uns not,
Een harde Fuß, een steilen Mot,

Een steilen Mot as Steen un Stahl,
Denn dwingt wi Dod un Düwel dal'.

Pidder Lyng, wees du uns Höved un Fahn,
Dien isern Wurt, dat mut bestahn,

Dat uns de Fiend nich Lögen straf;
Dien isern Wurt: „Leewer dod als Slav!"

Eine lautlose Stille ist im Saal gewesen. Sie sitzen auch jetzt noch mit verhaltenem Wundern, die Bauern von Olenbek und ihre Frauen und Kinder. Sie haben die harten Fäuste auf den Knien ruhen, und sie stieren in das schwelende Licht . . . Leewer dod as Slav! steht es wie eine Flamme in ihrer aufgeschreckten Seele.

— — — — — — — — —

„Hamkens, fahren Sie mit mir heim!" Als Haye sich erstaunt umsieht, steht sein Herr vor ihm.

„Jawohl, Herr Brinkmann, gerne."

Sowie der Wagen in Bewegung ist und auf der menschenangefüllten Landstraße freikommt, sagt der Gutsherr: „Menschenskind, Hamkens, wie kommen Sie zu solchen Dingen?"

Haye sitzt in sich versunken da, aber bei der Frage des Herrn hebt er den Kopf, und in seinen Augen ist ein fremdes Feuer, als er antwortet: „De Not is so grot!"

Brinkmann mag nicht weiter fragen. Er denkt den ganzen Weg daran, daß er diesen Menschen da neben sich lange nicht genug beachtet und behütet habe. Wie war's möglich, daß ein Mann tagsüber mit Kleistiefeln hinter dem Pflug hergehen und abends so die Leute wachrütteln konnte! . . .

Noch in derselben Nacht setzte sich der Herr von Herrnkamp an den Schreibtisch und schrieb an seinen alten Regimentskameraden Hofbesitzer und Deichvogt Heme Hamkens folgenden Brief:

Mein lieber Freund! Dein Aeltester ist nun bald zwei Jahre bei mir im Gutsdienst. Hin und wieder hast Du von mir Nachricht bekommen, daß er sich gut führt und in der Arbeit seinen Mann steht. Ich denke, er wird hier mancherlei gelernt haben. Du fragst an, ob er bald heimkommen kann, damit er Dir helfe, denn Dein Jüngster sei nicht stark. Wenn es mein Sohn wäre, lieber Freund, so würde ich ihn nicht in den Bauernkittel stecken; du weißt, daß ein Gelehrter in ihm sitzt, aber ich glaube, daß er ein Dichter ist. Verstehe mich recht: er ist ein Mensch, der viel zu sagen hat in einer so traurigen Zeit, wie wir sie jetzt erleben. Es wird gut sein, daß er zum Sommer heimkommt, damit Du siehst, was aus ihm geworden ist.

Mit Freundschaftsgruß Dein Franz.

— — — — — — — — —

An einem hohen Sommertag hob Karl Rendler dem bisherigen Kollegen Haye Hamkens auf Bahnhof Vierhagen wieder den schweren Eichenkoffer vom Wagen. Als er ihm zum Abschied die Hand durch das Fenster reichte, war ihm doch etwas eigen zu Mute. Was würde mal aus diesem merkwürdigen Menschen? . . .

Der Zug lief nordwärts mit Fauchen und Stöhnen.

Auf dem Koffer in der vierten Klasse saß ein junger Bauer. Breit und kantig der Kopf, in den derben Fäusten aufgestützt. Schwer und fest die Beine, an den Stiefeln noch die Erde des Ackers.

Als er aber die Augen aufschlug, saß da ein Mann, ein Grübler und Seher, ein blutvoller Mensch, von dem sie sagten, daß er ein Träumer und Dichter sei.

Der Zug lief nordwärts mit Fauchen und Stöhnen.

Aber die Seele des Bauern war weit voraus. Denn es war nun so, daß sie mit Heimweh beladen stand, und daß sie heraus wollte aus der Fremdheit, die sie irre gemacht hatte im Glauben an die glänzende Weite hinter dem festen Wall.

Die Seele des Träumers und Dichters jedoch stand klein und arm im Dunkeln. Sie hatte nun fast die Hoffnung verloren, daß in der Heimat die Schwesterseele wartete auf die Stunde, wo sie aus ihrer Not erlöst werde . . .

XI.

Wenn ein Dichter aus der Fremde heimkommt, dann läuten alle Glocken. Alle Bäume stehen weiß im Licht, und alle Brunnen rauschen.

Der Wagen des Deichvogts war an der Bahn, und er selber saß am Zügel, als Haye aus der Halle kam. Sein Gesicht war ernst, denn er wußte wohl, was die Leute nun wieder zu reden hatten. Als sein großer Junge aber vor ihm stand, den schweren Eichenkoffer vom Nacken auf den Wagen warf und ihm dann die Hand gab und einfach sagte: „Dagg, Vadder!" — da ging ein warmer Schein über sein Gesicht, denn er sah, daß die Jahre seinen Sohn breit und hoch gemacht hatten.

„Dagg, Haye! Smiet de Hawersack achter in't Schott — un denn lat uns nah Hus föhren."

Sie saßen erst eine ganze Weile wortlos nebeneinander. Der Bauer umfaßte mit allen Sinnen den Heimkommenden. He is nich städtsch in Tüch, dachte er froh. He is in de Brede gahn, sah er wohlgefällig. He hett 'n poor faste Handn kregen, stellte er fest. Und dann liefen seine Gedanken voraus: Nu kamt wi in anner Fohrwater mit 't Leben! Nu stell ick denn Oellsten vör den Jüngsten! Nu wöllt wi den Kram wull kriegen! . . .

Haye dagegen war mit seinen Gedanken weit zurück. Er sprang als Junge von den Deichen herunter, lief

quer über alle Fennen nach Hamkenshof herüber, tollte mit den Schulkameraden hinter den Enten her, ließ den Drachen hoch in die blaue Luft steigen und stand als erster oben am Steindeich und sah hinaus auf die rauschende See. Eine Zeitlang schloß er die Augen, und da hörte er die Glocken von Uhlebüll und von der Kirchwarft läuten, obwohl es nur ein fernes Lerchensingen war, das zu ihm herunterkam. Nu bün ick tohus, dachte er — und seine Seele weinte vor Freude . . .

„Weer wull grot un fein dor günt över 'n fasten Wall, wat, Haye?" fragte der Bauer auf einmal.

Da fuhr der Träumer hoch, legte die Hand vor die Augen und sagte: „Ach lat man, Vadder — lat man liggen, — ick mutt mi erst besinnen."

Da schwieg der Bauer, und es wurde eine merkwürdig stille Heimfahrt. Aber im Geiste sprachen die Beiden laut und heiß miteinander. Denn die Jahre hatten zuviel in ihnen aufgetürmt, was sie sich nun zeigen wollten und worüber sie nun reden mußten.

Als sie durch das Hoftor fuhren, stand Jürgen da an die Scheunentür gelehnt, und auf seinem verwüsteten Gesicht lag ein kleines, häßliches Lachen. Haye wurde gewahr, wie die Schläfenader des Vaters schwoll, und da wußte er, wie es auf dem Hofe aussah. Er stieg vom Wagen, riß die Eichentruhe herunter, daß das Schloß sich löste und der Deckel aufsprang, so daß die Bücher herausfielen.

Dat fangt god an, dachte Jürgen Hamkens, drehte sich um und ging in den Stall, ohne den Bruder begrüßt zu haben.

Nach ein paar Tagen, in denen Haye sich umgetan hatte in Haus und Hof, wollte der Bauer mit ihm reden über das, was nun werden sollte. Er dachte

dabei an den Brief, den er von Brinkmann bekommen hatte. Als er den Heimgekommenen aber zu sich rief, stand dieser breit und fest in der Tür, hatte den groben Arbeitskittel an und eine gelassene Ruhe im Gesicht. Da fand der Deichvogt nicht den Mut, das zu sagen, was er auf dem Herzen hatte.

„Lat uns hüt mit'nanner de Diek affrieden, Haye. De Grotknech kann ‚Alex' för di saddeln."

Eine halbe Stunde später ritten die Beiden über die Weiden zum Seedeich hinauf. Die helle hohe Luft nahm dem Vogt den Druck vom Herzen, er zeigte dem Aeltesten alles, was inzwischen unter seiner Hand am Deich gearbeitet war, und erzählte ihm von einer großen feierlichen Schleuseneinweihung drüben bei Bongsiel im Ockholmer Koog, wo seit 1550 das Land fest wurde. „Ick denk, wi warrn inladen to de Schlüssier," sagte Hamkens, und eine schöne stolze Freude lag dabei in seinen Augen.

Allmählich wollte er nun auf das kommen, was ihn am meisten bedrückte. „Du heß wiß allerhand up Herrnkampgod lehrt?" fragte er Haye.

„De Bedrief is god uptrocken, jeder hett sien Deel Arbeit." Und nun kam Haye ins Erzählen von der Acker- und Viehwirtschaft auf den holsteinischen Gütern, von den Maschinen und auch von den Schönheiten der Gegend. Er redete sich dabei in eine heiße Begeisterung hinein.

„Wat hett uns' Land un Volk doch noch 'n Knöw," warf der Bauer dazwischen. „Se kriegt uns nich ünner."

„Ach, Vadder, dor sitt veel Not in 't Land. De groten Städt' sünd de Giftketels, de uns' Volk ver-

darben. Aber de Minschen hungern nah Sunn. Ick weet nich, wat dorut warrn schall."

„Wi Landlüd hebbt ok uns' Not, Haye. Dor kümmt toveel Narrnkram, toveel Juchhei un Dideldei to uns. De Minschen verdeent dat Geld nich mehr sur nog. Vergangen Week hett Mattin Mehlsen up Ruhlekoog mit de duhn Kopp sick 'n Zigarr mit 'n Dusendmarkschien ansteken."

„Dat Supen steiht öwerall in de Döhr, Vadder. De een süppt Sekt, de anner Brandwien. Un de Düwel lacht sik dorbi in de Fust."

Der Deichvogt schwieg, denn er dachte an seinen Jüngsten. Wie gut, daß der Haye in dieser Hinsicht standhaft war.

Sie kamen in scharfem Ritt bis zum Fahretofter Koog herunter. Hier gewahrte der Bauer weit landeinwärts einen starken Rauch. Eben wollte er sagen: „Dat wilde Moor brennt" — da dachte er an die dumme Sache damals mit dem Mädchen bei Klement Ketelsen. Rasch riß er das Pferd um, und sie ritten wieder dem Hof zu, der hell von der tiefen Marsch herauf grüßte.

*

Die Brüder auf Hamkenshof waren bisher leidlich miteinander ausgekommen. Jeder tat seine Arbeit. Der eine zwar trotzig und verbissen, der andere still und ohne Schwung — aber sie kamen doch eben ohne Widerstand miteinander zum Feierabend. Dann freilich lagen ihre Wege weit auseinander. Der eine zog sich um und ging zu Kanne und Karten, der andere saß zu Füßen der Großen aus der Geisteswelt. Der eine riß des Weibes Reinheit in den Schmutz, der

andere stand mit gebeugtem Haupt anbetend davor. Der eine sagte: es ist kein Gott, der andere las mit hoher Freude in der Heiligen Schrift. Zwischen beiden war ein Schwert in die Erde gestoßen — es fragte sich nun, wer den Griff und wer die Spitze faßte . . .

Am ersten Sonntag nach seinem Heimkommen ging Haye Hamkens ins Gotteshaus. Er saß auf dem Familienplatz, wo vor hundert Jahren Helge Heinen verwirrt gesessen hatte, als sie den Namen HAYE HINRICH HAMKENS vom Messingschild las. Das Schild saß noch in der Eichenbank, und zum ersten Male dachte der Erbe vom Hamkenshof daran, daß unser Leben nicht von der Geburt bis zum Grabe währt, sondern daß es viel weiter zurückreicht und viel weiter vorausgeht.

Pastor Jacobus Jacobs sprach über das Wort „Herr, du bist unsre Zuflucht für und für," und es wurde eine rechte Kraftgebetstunde für den Bauernsohn, der solange in der Fremde gewesen war.

Nach dem Abgesang ging Haye noch einmal hinüber zu den Gräbern, und als er mit eigentümlich wehen Gedanken vor der Ruhestatt seiner Mutter stand, kam der Küster Boy Mynhard Olufs zu ihm, reichte ihm herzlich die Hand und fing mit ihm an von den Dingen des Tages. Ehe sie voneinander gingen, sagte er:

„Du finnst Arbeit nog, Haye. Smiet man Sandsäck in de Löcker, sunst brickt de Diek noch dörch."

Haye Hamkens wußte zuerst nicht, was der Küster damit hatte sagen wollen. Beim Heimgehen begegnete ihm sein Bruder, und als er das aufgedunsene Gesicht sah, da wurde es ihm klar, woher der Deichbruch drohte . . . Er hatte geglaubt, eine frohe sonntägliche Stunde in der Kirche zu finden — und nun

kam er heim mit einer Werkeltagslast, die zentnerschwer drückte.

Der Abend war hell und hoch, die Nacht still und feierlich. Der Deichvogt lag auf seinem Bett und sah einen schmalen Lichtschein aus der Kammer des Aeltesten. Er wußte: da saß nun wieder ein Mensch bei den Schriften und bei der Feder. Und er müßte doch von Rechts wegen lange im Wandbett liegen, damit er sich im gesunden Schlaf Kraft hole für die Arbeit des Tages. Und doch — und doch — — war es so nicht besser als jene dunkle Kammer nebenan, wo das Bett leer stand die ganze Nacht? Da warf sich gegen Morgen einer mit wüstem Kopf in die Kissen . . . Das muß nun ein Ende haben, dachte der Bauer. Ich werf' ihn vom Hofe wie einen untreuen Knecht! Dann laß ihn versinken meinetwegen. Aber der andere, der andere! Es war ja gut und recht, daß er einen klaren Kopf hatte. Nur ihre Grenzen mußte die Sache haben. Wenn der Jürgen ein ordentlicher Mensch gewesen wäre, dann hätte man den Haye schon lange auf die hohe Schule schicken können. Aber nun war es zu spät. Nun mußte das Schicksal seinen Lauf nehmen. . . .

Bald nach vier Uhr früh stand Haye auf und weckte den Großknecht. In den Mädchenkammern wurde es auch lebendig, denn die Kühe sollten gemolken werden. Als Haye vor das Hoftor trat, um ins Wetter zu sehen, wäre er fast mit Jürgen zusammengeprallt, der schweren Ganges nun erst heimkam vom wilden Gelage. Der Betrunkene wollte an ihm vorüber — da griff Haye ihn am Kragen und riß ihn gegen die Mauer hoch. „So kümmst du nah Hus?! Slepst den goden Nam von uns' Hoff dörch de Schiet, — du, du!"

Der Angefahrene kam ein wenig zu sich, wenn er gegen den eisernen Griff seines Gegners auch nichts ausrichten konnte. „Lat mi los, segg ick di — lat mi los! Du büß hier noch keen — keen Herr, du — Drömsteert, du Nachtwächter, du Bangbüx, du . . .“

Haye ließ den Betrunkenen los. Der Ekel stieg ihm in die Kehle und wurde größer als der Zorn.

Sie sprachen tagelang kein Wort miteinander. Sie gingen sich aus dem Weg, denn sie wußten wohl, daß es nun hart auf hart stand.

Eines Morgens kam das jüngste Melkmädchen zum Bauern und konnte vor Weinen kaum soviel heraus bringen, daß es seine Papiere haben wolle. Der Jürgen wäre im Trunk gemein geworden. Da ging der Herr vom Hamkenshof hinüber in den Pferdestall, nahm die Peitsche vom Haken und schlug den eigenen Sohn vor allen Leuten solange durch, bis ihm der Arm niedersank und das blanke Wasser ihm selbst aus den Augen schoß vor Scham und Zorn.

Es war wieder so weit, daß ein Hamkens müde und mutlos wurde und nicht mehr wußte, wie er zurechtkommen sollte.

*

In diesen Wochen kam die Einladung zur feierlichen Schleusenweihe in Bongsiel. Der Deichvogt raffte sich auf und fuhr mit seinem Aeltesten hinunter nach Fahretoft, um von dort nach der neuen Schleuse zu gehen. Auf allen Deichen liefen die Wagen nach Ockholm, wo vom hohen Steindamm blau-rot-goldene Farben grüßten. Was friesisch fühlte und friesisch geboren war, das traf sich heute bei Bongsiel. Das größte Wassertor ganz Nordfrieslands wurde auf-

gemacht. Ein Kulturwerk allereigenster Art wurde seiner Bestimmung übergeben. Ach, wer sieht an solchem Tage nicht den langen Weg von erster mühseliger Eindeichung des 1362 bei der Zerstörung Alt-Nordstrands übriggebliebenen Landes bis zu dieser gewaltigen Wasserschleuse mit ihren häuserhohen Kammern und zyklopenhaften Eichentüren.

Wir wissen noch heute die Axt zu schwingen,
Noch heute den blanken Hans zu bezwingen,
Wie einstmals ihr! . . .

Heme Hamkens war mit seinem Sohn eben angekommen, als ein Trompetensignal vom Koogshause herüberscholl und der lange Festzug zur Schleuse sich ordnete. Alle, die am Werke tätig gewesen, vom Deichgrafen bis zum Kleier, saßen harmonisch in bunter Reihe beieinander.

Angesichts des mächtigen Werkes hielt der Landrat eine Weiherede. Er sprach davon, daß man schon in früheren Jahrhunderten hier Schleusenweihe gehalten. Nun habe Friesenzähigkeit wieder ein Werk geschaffen, das auf dem kampfumtobten Deich wie ein Bollwerk stehe. Das Wasser würde durch die Schleusentür rauschen, und in den großen Kammern müßten sich die Wogen brechen. Der Redner hob ein Glas und zerschellte es an der Steinmauer mit den Worten: „Der Westsee zu wehren, die Heimat zu mehren, den Enkeln zum Wohle, geschah unser Werk. Geschlechter erstehen, Geschlechter vergehen, sind wir längst vergangen, besteh unser Werk!“ . . .

Nach dem Landrat sprachen noch einige Männer und erinnerten an die Feier 1841 bei der Einweihung der hölzernen und 1861 bei der Weihe der steinernen Schleuse. Und ebenso wie damals wurde nun in der

Schleusenkammer getanzt. Erst stellten sich die Kinder auf. Lauter Blond wehte von den Köpfen; glühend vor Freude und Erregung zogen die Paare im feierlichen Rundgang durch die weite Steinkammer, vor deren Tür nun bald die See brausen und in deren Mauern bald der Strom sich stauen würde.

Lustig klang die Musik:

Wenn hier en Putt mit Bohnen steiht,
Un dor en Putt mit Brie,
So lat ick Brie un Bohnen stahn
Un danz mit mien Marie!

Und die Kinder Frieslands hüpften wie die Lämmer auf den Fennen durch den eigentümlichen Steinsaal, während draußen über dem Meer die Lachmöven auf und ab flogen, und ihr wunderliches Lachen klang, wie wenn sie sagen wollten:

Trutz blanke Hans — Hahahaha!

Als die Kinder müde waren und heimgeschickt werden mußten, gingen die Großen in den Schleusensaal, und die Musik spielte das Friesenlied:

Wer die Heimat nicht liebt und die Heimat nicht ehrt,
Ist ein Lump und des Glücks in der Heimat nicht wert.

Laut sangen sie alle mit, und dann schwangen sie sich fröhlich im Tanz, denn wieder war ein gut Stück Heimat fest geworden.

Heme Hamkens saß mit den Deichherren am Tisch, und manches kernige Friesenwort fiel. Haye dagegen stand inmitten des Jungvolks und freute sich mit ihm über die heimatstarke Stunde. Als dann das Tanzen begann, ging er hinaus in den lauen Septemberabend. Das Meer rauschte die alte Weise, und von den Inseln und Halligen blickten die Leuchtfeuer wie glänzende Augen herüber. Da kam das große und wundervolle

Gefühl des Heimseins zu ihm, und in seinem Herzen standen Lieder auf, die mit mühelosen Schwingen emporflogen in die tiefe, sternenhelle Nacht. Eine ewige Hand segnete ihn mit Heimatkraft.

Aber dann fiel er auf einmal in die Knie und grub seinen Kopf in die Hände. Und was eben noch froh und hochgemut im Klingen der Feierstunde gestanden hatte, das lag nun arm und verlassen im Schweigen der Nacht.

Wo war Kerrin Heinen!? . . .

Er hatte nicht davon reden mögen in der Not des Vaterhauses. Und wenn er nicht gleich in den ersten Tagen hinausgefahren war in das Moor, um vor sie hinzutreten und sie zu fragen, warum sie geschwiegen hatte all die Zeit, so lag das daran, daß er gehofft, sie hier zur großen Schleusenweihe zu treffen.

Wo war Kerrin Heinen!? . . .

Es kam ihm vor, als wenn er schon hundert Jahre nach ihr gesucht hatte. Er wußte, daß sich sein Schicksal nun erfüllen würde. Er hatte die Frauen gesehen von der feinen Hilde Bartels bis zu den armen Dirnen in der Stadt. Aber seine Seele wartete still auf die Eine, damit die große tragende Kraft in sein Leben komme.

Wo war Kerrin Heinen!? . . .

Langsam erhob er sich und ging zurück nach der Schleuse, denn es war Zeit zum Heimfahren. Der Vater saß bei den Deichherren, und als er Haye sah, rief er ihn herbei und machte ihn bekannt mit der Runde. Da saßen die Jannens und Heinsens und Olufs aus der ganzen Marsch von der Wiedingharde herunter bis Fahretoft. Als sie zusammenrückten und für ihn Platz machten, kam er zwischen dem Uhlebüller

Sönke Olufs und seiner Tochter zu sitzen. Der Mann war kantig, tapsig und laut, das Mädchen still und scheu. Aber in den Augen von Giede Olufs war etwas, das ihn an Kerrin Heinen erinnerte. Und da wurde er warm und aufmerksam. Es dauerte nicht lange, da kamen sie miteinander ins Gespräch, und er wunderte sich über ihre Worte. Er wurde in ihr ein Feuer gewahr, das inwendig brannte, und er sah, daß sie sich gleich ohne Zaudern in seine festen Hände und seine hellen Wege geben würde, wenn er es wollte. Sie stand schon lange im Dämmern und horchte hinaus auf den Ruf ins Leben. Da kam eine leise Traurigkeit über Haye Hamkens. Warum richteten die einen Schranken vor sich auf, daß sie nicht zueinander kommen konnten, und warum rissen die andern alles fort, damit jeder sie haben könnte? Die jungen Menschen von heute müßten in schöner, edler und reinlicher Offenheit zueinander gehen können, dann wäre das Leben um vieles klarer und besser. Giede Olufs war eine von denen, die schließlich irgendwo bei einem Manne wohnen, ihr Heiligstes und Bestes aber — ihre Seele — nicht hingeben in der Ehe und darum einsam bleiben und arm.

Mitten in diese schwermütigen Gedanken kam des Vaters Wort: „Lat uns anspannen, Haye, dat ward Tied.“ Während der Bauer und Deichvogt noch eine Zeitlang mit Sönke Olufs sprach, holte Haye das Fuhrwerk. In Thamsens Gasthof war noch frohes Leben, als sie daran vorbeifuhren. Erst als sie draußen auf dem Seedeich waren, kam die schöne Stille und Weite der Nacht zu ihnen.

„Dor sitt doch noch veel gesunne Blot achter den fasten Wall,“ begann der Bauer das Gespräch, denn

ihm schien die Stunde günstig, mit dem Aeltesten ins Reine zu kommen.

„Dat ward noch beter, wenn dat leidige Supen uphöllt,“ meinte Haye.

„Dor könnt wi lang nah luren. Aber ick meen, dor sünd doch heel strewige un gesunne Junglüd in Freesland. Sönke Olufs ut Uhlebüll vertellt mi vörhenn, dat sien Oellst, de stille Karsten, sick dissen Sünndagg mit Ehlen Eschels verspreken will.“

„So,“ sagte Haye nur teilnahmlos, denn er wußte wohl, worauf der Alte hinaus wollte. Diesem war das Versteckspielen aber zuwider. Er dachte noch eine Weile nach, kam schnell zur bitteren Not auf seinem frauenlosen Hofe und begann dann merkwürdig ruhig so: „Haye, du weetst, wi dat bi uns tohus utsüht. De letzten Johrn hebbt mi 'n Stück vun 't Hart affreeten. Mudder liggt all so lang in de Kuhl, un wi hebbt ümmer fremde Hülp holen müß. As du to de Böker kämst un nich dorvun afftokriegen wärst, heff ick di nah Herrnkamp gahn laten. Jörn is Bur. Awer he sackt mi ünner de Hand weg.“

Hier stieg dem sonst so harten Manne etwas in die Stimme, so daß er ein paar Mal schluckte und eine Zeitlang schwieg.

Als Haye aber auch still blieb, fuhr Heme Hamkens fort: „Ick weet nich, wat ick mit em anfangen schall. He rungeneert mi den Hoff vun buten un binnen. Ick kann nich ümmer up em rümslan! Dor sitt nix Godes in den Jung, un ick — — un ick — ick heff di nu trüchhalt, Haye, dat du mi bisteihst.“

Er wartete auf eine Antwort, und da sagte Haye mit fremder Stimme: „Un nu, Vadder?“

„Nu — jo, nu muß du wiesen, wat du kannst! Nu muß du de Bökerkist toslan un muß den Plogsteert in de Fust nehmen. Nu muß du 'n Koogsdeern as Fru in 't Hus bringen, dat werrer Sünnschien in de Stuben kümmt un Kinnerlachen. So geiht dat nich wieder! Un den Jörn smiet ick över 'n Diek — so wohr as 'n gerechten Gott in 'n Heben is, — wenn he nich anners ward, wenn he uns' gode Nam in 'n Klei pett!"

Der Bauer schämte sich des Wassers nicht, das er sich mit dem Handrücken aus den Augen wischte.

In der Seele Haye Hamkens aber sah es nun auch dunkel und trostlos aus. Er erkannte die große Not des alten Vaters, der um den schönen Besitz und um den reinen Namen kämpfte auf Tod und Leben. Er sah im Geiste auch die lieben Augen der Mutter, die bittend auf ihn gerichtet waren: stah Vadder bi, mien Jung . . . Er sah das Schwert in der Erde stehen zwischen sich und Jürgen, und er konnte den Griff langen und konnte den Hof schützen gegen die Gewalten und das Unglück . . .

aber

er wußte, daß er das alles nur mit Hilfe der Einen konnte, nach der sein Herz schrie Tag und Nacht. Ja — er wollte die Bücherkiste zuschlagen und die Feder zerbrechen, er wollte den Pflug jauchzend ins Land werfen und den heiligen Namen seines Geschlechts hoch in die Sonne halten — — wenn er die Himmelskönigin aus der Rosenhecke am Weidenteich heimholen durfte in das Haus seiner Väter! . . .

Der Erbe vom Hamkenshof griff in die Zügel, und die Pferde standen, als er zu seinem Vater sagte:

„De Deern ut 't Moor mutt mien warrn, denn ward alls god." — — — — —

Von ferne kam das Rauschen des Meeres, so still war es.

Da riß der Bauer seinem Jungen die Zügel aus der Hand, so daß die Tiere wild hochschlugen und wie gehetzt davonliefen. Der Wagen schütterte und donnerte über den Steindeich, daß kein Wort zu hören war.

Die beiden Menschen im Wagen sagten auch gar nichts. Der eine reckte sich hoch und hatte ein Gesicht wie aus Marmor gemeißelt. Der andere saß vornübergebückt, und in seinen Zügen lag eine stumme, schwere Traurigkeit.

XII.

In der Knechtekammer des Hamkenshofes sitzt ein Mann in tiefem Sinnen. Vor ihm auf dem Eichentisch liegt aufgeschlagen die Heilige Schrift, und das Licht einer Kerze wirft einen ruhigen Schein auf die gelben, von der Zeit angefaßten Seiten der Hausbibel. Das Gesicht des Mannes ist hart und zerfurcht, aber der warme Glanz des Kerzenlichtes mildert die Härte. Nur die gefalteten Hände des Mannes haben etwas Uebergroßes, Seltsames und Wuchtiges; sie sind wie das eiserne Kettenschloß, das die alten Bibeln sicherte.

Nun lösen sich die Hände, das Schloß geht auf, der Kopf des Mannes sinkt tiefer auf die Blätter mit den großen Lettern, und er liest:

. . . Der Knecht aber, der seines Herrn Willen weiß und hat sich nicht bereitet, auch nicht nach seinem Willen getan, der wird viel Streiche leiden müssen.

. . . denn welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen; und welchem viel befohlen ist, von dem wird man viel fordern.

. . . ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, denn es brennete schon!

. . . meinet ihr, daß ich gekommen bin, Frieden zu bringen auf Erden? Ich sage: Nein, sondern

Zwietracht. Denn von nun an werden fünf in einem Hause uneins sein, drei wider zwei und zwei wider drei . . .

Da hebt der Mann das Gesicht und sinnt vor sich hin. Was sollte nun werden? Der Vater hatte die Tür zugeschlagen, als er für Kerrin Heinen Einlaß forderte. Der Bruder trieb im wilden Strom der Zeit — wer weiß wohin. Es lag wirklich Zwietracht und Unsegen im Hause. Wäre es nicht doch am besten, wenn er die Bücherkiste dort zuschloß mit sieben Ketten und hinaustrat auf die Scholle, damit diese sich unter seiner Hand mehre und Frucht bringe? . . . Wäre dann nicht alle Not vorbei hier im Hause? . . . Gewiß, er selber würde darüber wohl ein stiller Mann werden und nicht über die vier Mauern des Hofes hinauskommen. Aber wie, wenn das Feuer eines Tages wieder aufstünde in ihm, wenn die Not des ganzen Landes größer würde als die des Hofes!? Würde er dann nicht die sieben Ketten von der Eichentruhe reißen und den Deckel aufschlagen und die Bücher ins Licht halten: Seht hierher, ihr irregeleiteten Menschen, hört auf diese, die der Herrgott sandte wie Riesen, damit ihre Worte lebendig bleiben über Jahrhunderte hin! . . .

Ja, so würde es werden, dachte Haye Hamkens. Er würde ein Grübler und Einsamer bleiben. Und immer würde die Frage bei ihm stehen: Wo bleibt Kerrin Heinen?! . . . Und wieder würden hundert Jahre vergehen und mehr, und auf dem Hamkenshof würde keine Ruhe sein . . .

Nein, nein, nein, — so *sollte* es nicht kommen! Er wollte seine Bücherkiste aufschlagen und seine Seele füllen mit Schätzen. Er wollte zu seinem Teil helfen,

daß die Not des Vaterlandes überwunden werde. Er wollte singen und sagen von der Treue und der Liebe, von dem Glauben und der Hoffnung, von dem Recht und der Freiheit. Er wollte mit seinem Volke unentwegt hoffen auf den Mann, den Riesen, den Gottgesandten, der eines Tages aufstehen und das Land freimachen würde von den Sklavenketten.

Mochte dann der Hof untergehen! So wie nun war es doch nur ein halbes Leben, ein Stehen in Unruhe und Scham, in Zorn und Mitleid . . .

Als er soweit in seinen Gedanken gekommen ist, da sinkt sein Kopf auf das Bibelbuch. Ein tiefes, erlösendes Weinen geht durch seine Seele, und seine Hände krampfen sich zum Gebet:

Vater im Himmel, sieh, noch ist mein Leben eine leere Schale. Aber sie ist rein und tief und neigt sich dir entgegen. Gib du mir nun von deiner Kraft und deiner Stärke, daß ich den Weg finde, den du mir vorgezeichnet hast. Siehe meine Not! Ich bin einsam unter den Menschen. Was ich liebe, das hassen sie; was ich verachte, das heben sie empor. Laß mich in die Tiefe wachsen, Herr, daß ich fester werde in dem Sturm der Zeit. Sieh, ich bin ein schwacher Baum, der deine Sonne, deinen Regen haben muß; ich bin eine Glocke, die im Turme hängt und die stille ist, wenn du nicht ihre Stimme lösest. Wenn aber du einen Mann des Ackers aus mir machen willst, so gib mir auch dazu deinen Segen, damit ich froh und fest die Pflugschar führe und meiner Väter wert bin bis an das Ende meines Lebens. Amen.

*

Es kamen nun Tage, wo auf dem großen Hof in der Marsch Sonne zu liegen schien und Friede.

Der Bauer stand wieder mehr auf der Seite des Jüngsten, um dessen Bestes er sich mühte mit rührender Nachsicht. Wenn Jürgen auf dem Felde war, dann kam der Alte oft unversehens zu ihm, redete mit ihm über die Frucht des Ackers und den Ertrag der Viehwirtschaft und lobte die Arbeit mehr als nötig. Wenn Jürgen nach Feierabend seine Stalljacke an den Nagel hing, sich in einem Wassereimer draußen am Brunnen wusch und dann die Mütze nahm, um hinüber zu gehen in Melf Tadsens Schenkstube, dann stand der Bauer am Hecktor, ging wie von ungefähr mit und hielt den Arm zwischen ihm und der Teeke, damit er Maß halte im Trinken und Ausgeben.

„Stah doch nich ümmer achter mi ran," sagte Jürgen wohl einmal unwirsch, aber der Bauer tat, als wenn er das nicht gehört hatte, und behielt den Jungen scharf im Auge.

Mit dem Aeltesten dagegen war er wenig zusammen, seitdem dieser sich so breit über seinen Weg gestellt hatte. Mochte der denn zusehen, wie er zurecht komme. Wenn der Jürgen nur erst wieder ein zuverlässiger Mensch geworden war, dann konnte der andere in die Fremde gehen, gelehrte Dinge treiben und ein berühmter Mann werden. Aber mit einer hergelaufenen Dirn auf den Hof kommen — nein und nochmals nein, das litt er nicht, so lange er noch etwas zu sagen hatte hier auf der Stelle seiner Vorfahren.

So dachte der Bauer, und es schien wirklich, als ob auf dem großen Hofe in der Marsch nun Friede sei und Sonne.

Aber da trat Haye eines Tages in die Stube des Deichvogts, blieb an der Tür stehen und sagte:

„Vadder, wiß mi 'n Ogenblick ruhig anhörn — ick heff mit di to snacken."

„Na, wat denn?" fragte der Bauer kurz und stand auf, denn er mochte wohl fühlen, daß es nun wieder hart auf hart gehen würde. Wie sie so voreinander standen, beide sieben Fuß hoch, beide breit und kantig — da konnte man nicht sagen, auf wessen Seite das Uebergewicht war.

„Dat is keen Leben för mi hier, Vadder," begann Haye ganz ruhig und langsam. „Jüm gaht alle beide üm mi herüm, un ick kann keen Freud' an mien Arbeit dorbi finnen. Ick bün de Oellst, un de Hoff is mien, wenn du de Ogen mol slaten hest, Vadder. Aber ick bün keen Bur. Ick stah mit mien Gedanken to wiet vun hier. Ick k a n n de Fedder nich ut de Hand leggen — — un ohne Leev is dat Leben en leddige Kruk. Du weetst, wat ick segg heff — — wenn ick de Deern nich krieg, de ick hebbn will, denn nützt mi de Hoff ok nix."

Er hatte den letzten Satz mit einer leisen Traurigkeit gesagt, und darum antwortete der Bauer auch mit einem warmen Klang in der Stimme: „Du muß doch insehn, Haye, dat de Hoff 'n gode Fru hebbn mutt. Du — —"

„Lat man, Vadder," kam der andere ihm dazwischen. „Lat man. Ick stah aff vun'n Hoff . . ."

Hier wich der Bauer einen Schritt zurück, bekam ein Zucken im Gesicht und hob den Arm, als wenn er irgendwo einen Halt suchte.

„Jo, ick trä trüch, Vadder," fuhr Haye Hamkens fort. „Du kannst de Hoffstell noch männig Johr föhrn, un nahsten mutt Jörn denn sien Bestes dohn. Ick gah

ut 'n Hus. Dat Leben ward mi wull enerwegns landen."

Der Bauer sank auf einen Stuhl. Was war das für ein Verhängnis, das über dem Hof und seinen Menschen lag?! Ihm fiel der Augenblick ein, wie er vor vielen Jahren am Geburtstage seines Aeltesten vor Pastor Jacobus Jacobs gestanden hatte, der ihm die Chronik der Hamkens vorgelesen, und wie er zu dem Pastor gesagt hatte: „De Jung schall Haye heten; man weet nich, wat de Herrgott mit een vörhett" . . .

Als er aufsah, war sein Sohn bereits hinausgegangen. Und der große starke Mann, der Deiche halten und Stürme brechen konnte, legte den Kopf in die Hände und weinte heiß und bitter, weil er nicht vermochte, die Tür aufzutun, damit das Glück über die Schwelle schreite.

— — — — — — — — —

Da hob der Herrgott die Hand.

— — — — — — — — —

Haye Hamkens saß am folgenden Abend in den Knien vor seiner Bücherkiste und ordnete die einzelnen Bände, die er auf seiner Reise über den festen Wall mitnehmen wollte. Er hatte am Nachmittag einen Brief an Kerrin Heinen geschrieben. Die große Not der letzten Jahre hatte er vor ihr ausgebreitet. Aber auch die große Freude. Er hatte ihr geschrieben von seiner plötzlichen Ausreise damals nach Herrnkamp, hatte ihr erzählt von dem lauten, bunten Leben dort draußen in der Welt, und daß er doch nur immer an sie gedacht hätte. Seine Briefe freilich habe sie nie beantwortet, aber ihm sei es gewesen, als wäre sie mit ihren Gedanken doch immer bei ihm. Ach, das Menschenleben sei schön! Er habe weit über alles

hinwegsehen können, und seine Seele habe hoch im Blauen und Lerchensingen gestanden. Aber nun sei es dunkel geworden um ihn. Er wäre heimgekommen auf die Stelle seiner Vorfahren, um nach dem Spruche zu leben, der vor der Tür des Hamkenshofes stünde: „Rüm Hart — klaar Kimming!“ Er habe sein weites Herz dem Vater gezeigt und den klaren Kopf dazu — — aber der Herr auf Hamkenshof schlug die Tür zu und riegelte sie ab mit hartem Griff . . . Nun stehe er nach eigenem Willen draußen, der Erbe des Hofes. Und nun reise er wieder hinaus in die Fremde, um dort sein Glück zu suchen. Einmal aber noch müsse er die Heidebraut sehen, ehe er die Heimat verlasse. Sonntag zur Nacht würde der Schimmelreiter durch das Rosental kommen, um Abschied zu nehmen von dem blonden Lieb, dem der Sänger singe:

Du bist von dieser Erde nicht,
Du bist die Himmelskönigin. . .

So hatte Haye Hamkens geschrieben. Und nun in dieser Stunde war der Knecht, den er ins Moor gesandt hatte, schon dort, — und Kerrin Heinen wußte um sein Kommen.

Der Sohn des Herrn auf Hamkenshof stand auf und trat ans Fenster. Dort lag sein Land, segenschwer und kraftgesättigt — er gab es weg wie ein Spielzeug. Dort standen die Scheunen, gefüllt bis zum Hahnenbalken hinauf mit goldener Frucht — und er ließ sie stehen und suchte in weiter Fremde sein Stück Brot . . . Was war das für eine heimliche Kraft, der er vertraute — — was war das für ein ferner Ruf, dem er lächelnd folgte? Seine Augen faßten die hohe hundertjährige Eiche am Hoftor, und da sah er in ihrer

Krone eine gewaltige Schar zwitschernder Stare, die sich versammelten zum Flug in südliche Weiten. Der vielstimmige Chor ihres Gesanges kam in sein Ohr, und das jubelnde Abschiedssingen machte auch ihm das Herz leichter und froher.

Er wollte nun hinübergehen und seinem alten Vater, der graue Haare bekommen hatte in den letzten Jahren, Lebewohl sagen. Und auch dem Bruder, den er seit einigen Tagen nicht gesehen hatte, wollte er die Hand geben und ihm sagen, wie alles gekommen und wie es nun werden sollte.

Als er von seinem Kammerfenster aus noch einmal die Scholle liebend umfaßte, die seiner Jugend Paradies gewesen war, da sah er unten am Priel ein paar Leute aufgeregt hin- und herrennen. Und als er durch die Stalltür ins Freie trat, hörte er ein schreckhaftes Rufen über die Fennen herauf, und er sah den Vater, der mit großen Schritten zum Wasser hinunterlief. Sollte der Schimmel etwa im Graben sitzen? Das Tier war zu schwerfällig; immer mußte man Angst haben, daß es beim Saufen in die Kleikuhle fiel und ertrank, ehe Hilfe kam.

Haye rannte quer über die Fenne zu der Stelle hinüber, wo die Leute sich mühten — — aber jählings hielt er inne — — sie hoben einen Menschen aus der Tiefe! Dat is Jörn, dat is Jörn! schrie es in ihm. Und als er zur Unglücksstätte kam mit fliegendem Atem und stieren Augen — da sah er den toten Bruder im Grase liegen. . . . Die Leute standen im Kreis um die Leiche, hatten die Mütze vom Kopf genommen und blickten auf den Bauersmann, der merkwürdig gefaßt war und sich nur einmal mit der Hand über

die Augen fuhr, als Haye den Toten aufhob und allein in den Hof hinübertrug.

„He is hüt Nacht duhn vun 't Stegg in 't Water fulln," sagten die Leute heimlich mit wissenden Gesichtern.

„De leewe Gott hett 'n Insehn hatt," dachte der Deichvogt und ging langsam hinüber zu Pastor Jacobs, um den Toten anzumelden.

— — — — — — — — —

Als er zurückkam, stand Haye in der Kammer und schloß die Lade seines Schreibtisches zu. Dann nahm er die Stalljacke vom Haken und ging in den Kuhstall, um abzufüttern. Und als nach der dunkelsten und schwersten Nacht, die je auf dem Hamkenshof gelegen hat, der Morgen kam mit seiner harten Klarheit, riß Haye die beiden stärksten Ackertiere aus dem Stall und ging schweigend hinterm Pflug.

Und an diesem Tage wurde er mit sich fertig. Er rang sich durch zu der Erkenntnis, daß er den alten Vater nun nicht allein hier lassen durfte. Er blickte hin über die Marsch zwischen Uhlebüll und Wungelum, und ihm schien es ein Land der Not und doch ein Land der Kraft. Er ging im Geiste die lange Reihe der Menschen durch, die hier unter den Strohdachhäusern saßen, warm und sicher, und ihm schien es ein Volk in Not und doch auch wieder in Kraft. Er sah seinen toten Bruder aufgebahrt im Pesel des Hofes liegen unter Blumen und Lichtern, und ihm schien dieses frühe Sterben bitter und hart und doch auch wieder schön. Er sah seinen Vater hinter dem Sarg hergehen, und ihm schien dieser Gang steinschwer und doch wieder leicht. Und zuletzt sah er sich selber wieder über die

Aecker schreiten und die Saat werfen, und ihm schien jede Handbewegung einfach und doch auch wieder königlich.

*

Es wurde eine Beerdigung, wie Friesland nicht viele sah. Auf einem Bauernwagen fuhren sie den toten Sohn des Deichvogts zur Kuhle. Aus allen Kögen und Harden waren die Leidtragenden gekommen, denn sie wollten es dem Herrn auf Hamkenshof zeigen, daß sie mit ihm fühlten und daß sie über das schreckliche Ende des Jungen hinwegsahen, weil sie wußten, wie grausam der Tod war, der immer am Deiche saß und zugriff ohne Ansehen der Person.

Der Bauer selbst schritt gleich hinter dem Sarge. Er ging den schweren Weg mit festem Tritt, und er warf die drei Schaufel Erde in das Grab, ohne jede Bewegung im Gesicht.

Aber als er dann heimging, und Haye, der an seiner Seite war, ihn mit einem Worte aufrichten wollte, da hob er nur die Hand und wehrte damit jeden Trost ab, denn sein Herz blutete.

Den Nachmittag verbrachte er einsam am Deich. Im Dämmern kam er zurück, stellte schweigend das Tier in den Stall und ging hinüber in die Döns. Der Himmel hatte an diesem Abend eine seltsame Farbe. Große blaue Wolkenbänke standen dort auf flammenden Füßen. Und der abendrote Schein füllte die Stube auf Hamkenshof. Die große Standuhr mit dem Messingzifferblatt leuchtete wie Gold, und die Zeiger darauf waren wie Lichtfinger, die diese leuchtende Stunde festhielten. Der Bauer saß im Lehnstuhl und hatte die Augen geschlossen.

Da ging die Tür auf. Als der Bauer die Lider hob, sah er einen Mann im Zwielicht stehen. Er erkannte ihn nicht gleich und darum sagte er „Gu'nabend". Der Mann in der Tür drehte das Gesicht, das rote Licht des Himmels fiel in seine Augen — und da sah Heme Hamkens, daß sein erster und letzter Sohn vor ihm stand.

„Vadder," kam es gedämpft wie von fernher zu dem Alten, „ick kann di nich alleen laten. Dat ward mi swor, Vadder, allns wegtosmieten, wonah mien Seel langt un lengt . . ."

Es blieb stille, denn der Bauer saß unbeweglich im Dunkeln.

„Ick blief nu up 'n Hoff. Verstah mi recht, Vadder — — nich wiel Jörn weg is," — hier brach seine Stimme, und er mußte erst einen Augenblick schweigen — „ach, ick wull, he weer noch bi uns! Awer nu sittst du dor alleen, Vadder . . . dien Hoor is gries, un dien Hand ward möd . . . Ick blief up 'n Hoff. Ick heff mien Schatull toslaten, Vadder, un mien Bökerkist ok. Ick bün nu Bur, — — ick bün nu Bur."

Ganz langsam kam Haye Hamkens durch die Stube herüber zu seinem Vater. Er kam aus der abendroten Glut und ging hinein in das Dunkel. Als er vor dem Alten stand, hielt er ihm die Hand hin, in der etwas klirrte. „Hier, Vadder, — sünd de Slötels — — ick bün nu blots Bur. . . ."

Da überfiel es den Vater, daß er vor Erregung und Freude schluckte und würgte und die Worte nicht fand, sondern nur den einen Urlaut hervorbrachte: „Mien Jung! Mien leewe Jung!"

Und als sich zwei Menschen einen kostbaren schweigenden Augenblick lang die Hände gereicht hatten und

voreinander standen, als wenn sie sich nun erst erkannten, sagte der eine: „Hol dien Slötels, du grote Jung! Du kannst dagsöber Bur sien, awer de Abend is dien! . . . Un nu hal dien Deern ut de Heid! De Hoff schall 'n Herrin hebb'n, de Hamkens wöllt noch nich utstarben! . . .“ Der andere aber fiel bei diesen Worten in die Knie und weinte vor Glück und Freude.

*

Nicht in der Nacht ist der Erbe vom Hamkenshof durch das Rosental hinauf in die Heide geritten. Mitten am Tage, mitten in der hellsten Sonne kam er an. Er hatte auch keine güldene Rüstung um die Glieder und kein Schwert an der Seite. Auch die silbernen Glöcklein in der Mähne des Pferdes fehlten und die weißen Federn im Haar des Reiters.

Aber ein Königsohn war es doch, der da herauf kam in das einsame Moor. Und eine Königstochter war die blonde Kerrin Heinen immer gewesen, wie hätten sie sonst ihren Pflegevater Moorkönig nennen können? Und Glocken klangen auch, als der Schimmelreiter vor dem Schloß in der Heide absprang und hineinging in das goldene Tor, um die Feine und Treue heimzuholen in das Glück und in das Leben.

Und was Pastor Magnus Wollisen vor hundert Jahren geweissagt hatte, daß vom Hamkenshof noch einmal eine steile Flamme hochschlagen würde bis an den Himmelsrand hinauf, das wurde nun auch wahr. Oder brennt etwa kein Feuer von der Erde bis zum Himmel, wenn ein deutscher Dichter seine Liebste heimführt in das Glück und in das Leben? . . .

Die Sage weiß, daß in Friesland nur alle tausend Jahr ein Dichter aufsteht, um das Wort zu bannen: Frisia non cantat. Tausend Jahr liegt die Glut in der Erde wie ein glimmender Funke. Er nährt sich von den Kräften aus der Tiefe, er wird immer wieder verschüttet von dem Schutt, den die Menschen heranschleppen; aber wenn seine Zeit gekommen ist, schlägt er eine Flamme empor, die weithin leuchtet. . . .

Sie kommen über die Heide hinauf an den Rand des Höhenzuges: Haye Hamkens und Kerrin Heinen. Sie stehen oben auf dem Deich, der die Marsch von der Geest trennt. Hinter ihnen liegt die große, unruhvolle, brausende Welt, vor ihnen die klare Weite der Heimat. Sie wissen: da liegt das tiefe Feld der Arbeit, aber auch das hohe Reich ihrer Träume. Denn sie sind ein Bauernpaar, das den Tag vom Frührot bis zum Abend hin durchwerken will in redlicher Treue. Aber auch ein Königspaar sind sie. Denn am Abend und in der Nacht vertauscht Haye Hamkens den Pflug mit der Harfe. Er will singen und sagen zum Preise des deutschen Vaterlandes. Kraft des Ackers zu Kraft der Seele! Er will beten und hoffen, daß seinem Volke eines Tages der Mann aufsteht, der es wieder einig macht und stark. Kraft des Glaubens zu Kraft des Rechtes.

Nun muß Gott der Herr sie segnen — Pflug und Harfe, Hand und Herz, Sturm und Stille. In der Seele des künftigen Herrn auf Hamkenshof wird das uralte Wort der freien Friesen brennen: Liawer duad üs Slav! . . .

Sie stehen beieinander wie zwei Kinder, die um die Wette gelaufen sind, wer zuerst oben sein würde. Ihre jungen Gesichter sind hell und heiß. Sie sehen staunend

über die ganze Marsch hinweg; sehen den Hamkenshof liegen, groß und glänzend; sehen die Westsee fernher wie einen silbernen Streifen, und sehen sogar die Sonne lodernd ins Meer sinken. Die ganze Kimmung rundum ist klar und hell . . .

Da gehen die Beiden Hand in Hand hinein in die tiefe, wundervolle Weite ihrer lieben Heimat.



Auslegung

einiger Worte, die nicht allgemein verständlich sein dürften:

Achternah = hinterher
Au = Strom
Baas = Held
Bondestabe = Halligheide
Bangbüx = Angsthase
Benaut = benommen
Biesterig = verwirrt
Biiken = Petrifeuer
Biel = Beil
Blanke Hans = das Meer
Boom = Baum
Bören = heben
Breef = Brief
Dal = hernieder
Däftig = grob, kräftig
Deern = Mädchen
Diesig = nebelig
Döns = Stube
Döscher = Drescher
Drang = hart
Drömsteert = Träumer
Duhn = betrunken
Dünen = Sandhügel
Dwars = quer
Fahrensmann = Seemann
Fast = fest
Fasten Wall = Deich
Fehding = Trinkwassergrube
Fennen = Wiesen
Fierdagsteeken = Feiertagszeichen
Fledig = schmächtig
Frisia non cantat = Friesland singt nicht
Füer = Feuer
Geest = Hochland
Glöben = glauben
Grabbeln = tasten
Graff = Grab
Grienen = verhaltenes Lachen
Griepen = greifen
Günt = drüben
Haye = Heinrich
Heben = Himmel
Hilligenlei = heiliger Strom
Hitt = heiß
Holtfast = Stützpunkt
Höger = höher
Hölp = Hülfe

Immen = Bienen
Jörn = Jürgen
Kark = Kirche
Klaar Kimming = klarer Horizont
Klampen = Diemen
Klei = Lehm
Klockenmaker = Uhrmacher
Knöw = Kraft
Koog = eingedeichtes Marschland
Kreihn = Krähen
Kröger = Gastwirt
Kuhle = Grab
Kuhlengrawer = Totengräber
Lebenstiedlang = zeitlebens
Leddig = leer
Leeg = schlecht
Leit = Zügel
Liawer duad üs Slav = Lieber tot als Sklave
Lurig = lauernd
Lüchten = leuchten
Männig = manches
Mitdewiel = mittlerweile
Möh = Mühe
Murr = Kraft
Oahr = Aehre
Pesel = beste Stube
Plierig = blinzelnd
Ploog = Pflug
Ploogsteert = Pfluggriff
Plögen = pflügen
Porren = Krabben
Preester = Pastor
Priele = Wassergräben
Riep = reif
Rieden = reiten
Ringrieden = Ringreiten
Ring = gering, schlecht
Rotten = Ratten
Sacken = sinken
Schiet = Schmutz
Schnack = Redensart
Seilen = Segeln
Sieden = Seiten
Sinnig = leise
Sleef = Schlingel
Slötel = Schlüssel
Smieten = werfen
Snacken = sprechen
Soot = Brunnen
Spökenolsch = Gespensteralte
Spökenkieker = Gespenster seher
Streek = Strich
Stur = fest
Teeke = Schenktisch
Tieden = Zeiten
Tohus = zuhause
Töwstuv = Wartezimmer
Truff = Trumpf
Uthland = Marschland, Halligland
Utteerung = Schwindsucht
Utraun = ausruhen
Verdrögen = vertrocknen
Verhäuerung = Verpachtung
Warft = Haushügel
Weedfru = Witwe
Wiechel = Weide
Wikinger = Buchtenplünderer
Wittbrodminschen = Weißbrotmenschen
Wöddeln = Wurzeln
Wröger = Rüger